

Goethe=Seier

in Riga.

Vorträge, Dichtungen und Festberichte

aus dem

Goethe=Jubiläumsjahr 1899.

Riga.

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1900.

Дозволено цензурою. — Рига, 5 Декабря 1899 г.

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

i 32010540

Riga.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei (Herderplatz № 1).

V o r w o r t.

„Willst Du ins Unendliche schreiten?
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.
Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinften erblicken.“

Diese Worte Goethes mögen es rechtfertigen, wenn wieder ein neues Goethe-Büchlein erscheint. Die Welt, wie sie in dem großen Manne gelebt hat, ist unerschöpflich. Wir dringen in sie ein, indem wir uns von allen Seiten ihrer zu bemächtigen suchen. Der ganze Goethe ist mit einem Griffe nicht zu fassen. Aber in dem Geringsten, das er uns bietet, und dessen andere uns über ihn belehren, erkennen wir seinen Gesamtwert.

Auch die Feier zu Goethes 150. Geburtstag, die durch die ganze gebildete Welt gegangen ist, hat die mannichfachsten Beiträge zur Erkenntniß des Dichter- und Denkerfürsten geliefert. Man klage nicht über ihre Menge. Das Licht bricht sich in unzähligen Farben. Und so sehr jede einzelne Abhandlung, jede einzelne Feier, die sich an den diesjährigen Geburtstag Goethes geschlossen, nur als „Kleinste“ gewerthet werden will, so sehr möchte sie doch an ihrem Theile zu dem großen „Ganzen“ hinführen.

Das haben auch die in unsrer Stadt veranstalteten feiern thun wollen. Aus Liebe und Begeisterung für den großen Mann und das Vermächtniß in seinen Werken sind sie geboren, Liebe und Begeisterung wollten sie wecken und pflegen. Nicht für flüchtige Stunden bloß, sie wollten Goethe allen Theilnehmern wirklich näher, vertrauter, unentbehrlicher machen, daß „glänze der Dauerstern.“ Dieser Zweck kann aber besser verfolgt werden, wenn das Wort, das verklungen ist, in der Schrift festgehalten wird. Das soll hier geschehen. Und so mögen diese Blätter alle festtheilnehmer zunächst an die schönen Stunden erinnern, die dem Gedächtniß des Edlen geweiht waren. Aber darüber hinaus wollen sie die Gedanken über Goethe, die, durchs fest veranlaßt, in zusammenhängender Weise Ausdruck gefunden haben, in weitere Kreise bringen. Dementsprechend gliedert sich das Büchlein.

Den ersten Theil bilden Vorträge und Festdichtungen, die im Mittelpunkt der verschiedenen feiern gestanden haben. Bei Composition der Dichtungen hat das Bestreben gewaltet, so viel als möglich Goethe selbst oder seine berühmten Zeitgenossen reden zu lassen. Natürlich ging das nicht durchweg an. Verbindender Text, auch ganze Episoden mußten verfaßt werden, um einen vollen Zusammenhang herzustellen. Auch war gelegentlich eine freiere Verwerthung der Dichterworte geboten, was dann im Texte angemerkt ist. Wo eigene Dichtung der Zusammensteller eintritt, ist solches durch etwas kleineren und engeren Druck kenntlich gemacht.

Der zweite Theil bringt kürzere oder längere Berichte über den Verlauf der eigentlichen feiern. Er will mehr als Anhang betrachtet werden, wird aber so gewiß nicht wenigen erwünscht sein, auch in Wiedergabe manches ernstern und heiteren Wortes.

Ueber den Rahmen Rigas ist in den folgenden Blättern nicht hinausgegangen. Hätten auch die Goethefeiern in andern baltischen Städten, wie z. B. in Reval, Mitau, Goldingen und in unsrer Universitätsstadt Berücksichtigung gefunden, so hätte aus dem Büchlein ein Buch werden müssen.

Und so ziehe das Büchlein hinaus, ein Zeugniß der Liebe, die Goethe bei uns besitzt, und eine Aufforderung, ihn immer tiefer zu erfassen, folgend seinem Worte:

„Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.“

Im Auftrage eines Kreises von Goethefreunden:

B. und E. v. Schrenck.

Riga, Ende November 1899.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Vorwort.	III
I. Vorträge und Dichtungen	1
1. Goethes Leben in Sturm und Drang. Vortrag von Dr. M. Trey mann	3
2. Goethes Parialegenden. Vortrag von Berta Noelting. .	25
3. Musendichtung. Zusammen gestellt von B. u. E. v. Schrenck. .	45
4. Goethe-festspiel. Zusammen gestellt von Berta Noelting .	59
II. Festberichte.	71
1. Die Goethe-feier des Discutirabends im Gewerbeverein am 30. Sept. (12. Oktbr.) 1899	75
2. Die Goethe-feier in einem Kreise von Frauen und Jungfrauen am 21. Oktbr. (2. Novbr.) 1899	81
3. Die Goethe-feier in den Räumen der Großen Gilde am 7. (19.) Novbr. 1899	87
4. Die Goethe-feier zum Besten des Vereins gegen den Bettel in Riga am 22. Novbr. (4. Decbr.) 1899	107
Schlusswort	115

I.

Vorträge und Dichtungen.

Goethe's Leben in Sturm und Drang*).

Vortrag

gehalten zur Goethe = Feier am 7. (19.) November 1899

von

Dr. M. Trenmann.



*) Anmerk. Dem Vortrag liegen zu Grunde: Die Mittheilungen über Goethe von Riemer, 1841, 2 Bände; „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ von Vogel, 1834; „Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“ von Th. Vogel, 1888; des Kanzlers Müller Gedenkrede nach Goethe's Tod, 1832; endlich zwei Artikel aus der „Gegenwart“, Nr. 34, 1899; „Goethe der Rheinländer“ von S. Simchowik, und „Aus Goethe's Ministerzeit“. Trotz vielfacher wörtlicher Wiedergabe war der reizvolle Inhalt dieser Artikel in dem kurzen Vortrag nicht zu erschöpfen.

Hochgeehrte Versammlung!

Es gilt heute das Andenken eines großen Todten zu ehren, des größten Dichters, den das deutsche Volk hervor- gebracht.

Dem frommen Sinn mag die Symbolik wohl an- stehen: den Dichtergenius wie einen unnahbaren Stern anzuschauen, der aus übernatürlicher Höhe herabgestiegen, gleich einem glänzenden Meteor die Sterblichen entzückt und erleuchtet, selbst das Glück des Lebens sich zueignet und mit vollen Händen seine Gaben austheilt, um endlich, in die Ferne entrückt, als Unsterblicher vergöttert zu werden.

Die Apotheose Goethe's mag manchem Verehrer des Genies angemessen erscheinen, sie schießt aber weit über das Ziel hinaus für Diejenigen, die Goethe wahrhaft lieben gelernt und für ihn um die Liebe, die er vollauf verdient, bei allen Andern werben wollen.

Um Liebe für Goethe werben? Besitzt er sie denn nicht in der ganzen Welt, so weit sie denkt und empfindet? Benöthigen wir statt einer Apotheose einer Apologie?

In der That — nein! Weder das Eine noch das Andre. Goethe's Wesen läßt es nicht zu, daß er zum Engel als erklärt oder zum Durchschnittsmenschen herab- gesetzt werde. Um zwischen dieser Schlla und Charybdis, zwischen Vergötterung und Verkleinerung, mit sichrem Compaß durchzusteuern, gehört nur Eins: das unumwundene Eingeständniß, daß Goethe eine ungewöhnliche menschliche Größe — ein Genie war.

Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden und umgekehrt — auch das Genie, mit dem Unterschied, daß bei diesem Beides über das gewöhnliche Maß hinausreicht, oft bis zu einem Punkt, der dem gewöhnlichen Menschenverstand unbegreiflich erscheint.

Selbst ein Goethe machte an dieser dunklen Grenze Halt und half sich mit dem unsichern Begriff des „Dämonischen“, vor dem der moderne Begriff des „Pathologischen“ jedenfalls nichts voraus hat,

Wer sich die machtvolle Einheit des Empfindungs- und Geisteslebens eines großen Mannes klar macht, wird den unbedingten Lobrednern Goethe's, die jedes Werk und jede That vollkommen finden, nicht beistimmen, noch weniger freilich den Zweiflern und Nörglern, die über den ceremoniellen Geheimrath, den Genußmenschen, den Egoisten zc. nicht hinwegkommen.

Was sollen wir thun, um diese beiden stürmischen Strömungen in dem ruhigen Fahrwasser einer rein-menschlichen Liebe und Verehrung zu vereinen?

Es giebt nur einen Weg: Wir müssen an der Hand authentischer Mittheilungen von Seiten der Genossen und Freunde, die die fruchtbringende Thätigkeit Goethe's in engstem Verkehr mit ihm beobachteten, die sein Aeußeres und Inneres schauten und kannten — und aus seinen eignen Werken dies wunderbare Leben und Leiden eines Genies verstehen lernen. Es wird uns dann offenbar, daß die Ungunst viel größer war, als die Gunst der Verhältnisse, daß Goethe's Leben ein Leben war voll Sturm und Drang, in welchem nur der Stärkste sich erhalten konnte.

Wir sehen dann voll Bewunderung, daß er alle Gefahren und Hindernisse siegreich überwand und daß er die zarten und doch stählernen Fühlfäden seines Genies, an dem die Zeitgenossen unablässig zerzten, bis in unsre Zeit und über sie hinaus vorstreckte. Daß er uns noch heute

als treuer Wegweiser in die dunkle Zukunft des Menschengestirns dient, werden alle Diejenigen wissen, die sich in seine Werke vertiefen.

Und die es noch nicht gethan, denen wollen wir die Sehnsucht wecken nach dem unsterblichen Verkünder der „Idee und Liebe.“ —

Leben ist Leiden! „Wir Alle leiden am Leben,“ hat Goethe selbst gesagt.

Doch aus dem landläufigen Urtheil klingt uns die halbverwunderte Frage entgegen: Welche Hemmungen, außer denen, die er sich freiwillig schuf, erfuhr dieser Sohn des Glücks? Der wohlhabende, sorgfältig erzogene, von Eltern und Freunden auf den Händen getragene, mit den höchsten Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattete Bürgersohn, dem durch ein ganzes Leben hindurch die Gunst eines edlen Fürsten zu Theil wurde, der auf den Höhen der Gesellschaft die Verehrung der Besten und Größten genoß und am Ende seines genußvollen Daseins den Ruhm erlebte, der erste Dichter seines Volks zu sein? Freilich — so schimmert der Glanz aus einer mehr als hundertjährigen Vergangenheit uns entgegen, aber — es ist nicht Alles Gold, was glänzt!

Eine große stattliche Erscheinung, mit braunem Haar und schönen dunklen Augen, stark und gesund, in allen Leibesübungen wohl erfahren, aber mit lebhaftem Temperament und voll „ungemessener Lebenslust“ (wie sein Egmont), zahlt Goethe schon in Leipzig als junger Student den Krankheitstribut in einer Höhe, die fast sein Leben vernichtet. Von einem heftigen Blutsturz heimgesucht, verfällt er einem langen Siechthum, das er in seiner Heimath unter treuester Pflege nur langsam überwindet.

Als Süddeutscher geboren, in einem Gebiet, das in Bezug auf Klima, Anbau und Bevölkerung schon südlich anmuthet und nicht mit Unrecht „Deutsch Italien“ genannt

wird, wird er, 27 Jahre alt, in das nordische Thüringen verschlagen, aus seinem „paradiesischen Rheinthal“ in „die tristen Thüringischen Hügelerde“ versetzt. Häufige Catarrhe und seelische Verstimmungen, ein Heimweh, das sich erst während seiner Reise nach Italien löst, andre chronisch gewordene Leiden, deren Heilung er in Karlsbad und im Süden zu finden hofft, beherrschen das erste Weimarer Jahrzehnt und hemmen seine poetische Productionskraft.

Es würde zu weit führen, der schweren Erkrankungen zu erwähnen, die mehrmals im Mannes- und Greisenalter Goethe dem Tode nahe brachten und seine Umgebung in Sorge und Bestürzung versetzten. Ein zweiter Blutsturz im vorgerückten Alter, nachdem er die Nachricht vom Tode seines Sohnes in Rom erhalten hatte, sowie die wiederholten Reisen nach Karlsbad und Marienbad lassen keinen Zweifel aufkommen, daß wichtige Lebensorgane dauernden Schaden erlitten. Es versteht sich von selbst, daß die häufigen physischen Leiden auf seine sensible Psyche einen starken Einfluß geübt haben.

Und doch hat sein starker Geist alle Lücken, welche krankhafte Zustände in sein Thun gerissen, unermüdtlich auszufüllen verstanden!

Und doch hat er bis zum 83. Lebensjahre eine nimmer aufhörende, die verschiedenartigsten Dinge umfassende Thätigkeit ausgeübt. Und mit welchem Erfolge!

Ihm ist es in erster Linie zu danken, daß Weimar der geistige Mittelpunkt des deutschen Volksthums wurde, das, zerrissen und ohnmächtig, wohl einen Vorkämpfer, Lessing, aber keine Literatur, ja keine Sprache hatte, die den geistigen Wettbewerb mit den benachbarten Culturstaaten hätte aufnehmen können. „Werther's Leiden“, mit Goethe's Blut geschrieben, ein Buch, das in alle europäischen Sprachen übersetzt und mit Interesse von einem Napoleon gelesen wurde, leitete eine neue große Epoche ein: das selbstbewußte Erwachen des deutschen Volksgeistes aus geistigem Winter-

schlaf, unter bewundernder Anerkennung Europas. Im Sturm und Drang der Jugend, in Leidenschaft und Liebe schuf Goethe in der Straßburger und Wezlarer Zeit außer seinem Werther den Goetz von Berlichingen, den Egmont und concipirte unter Anderem den Faust.

Man denke nur an Friederike Brion und Charlotte Buff, um die Tiefe der Seelenleiden Goethe's zu ermessen in dieser Zeit, da sein Dichtergenie in der ganzen Größe sich offenbarte und dem modernen Hochdeutsch, welches Luther und Lessing vorbereitet hatten, Blütenfülle und Farbensglanz verlieh. Und nun stelle man sich diesen Feuerkopf vor, voll Gemüth und Temperament, mit überquellender Phantasie, an Güte und Wohlwollen seiner herrlichen Mutter gleichend — man denke sich diese jungberühmte Dichter- und Künstlernatur, wie sie mit all' dem Zauber ihrer Persönlichkeit einen jungen Fürsten bestrickt und — als „geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Consilium“ eines deutschen Kleinstaates angestellt wird: Pegasus im Joche! 10 Jahre lang, von 1776—1786.

„Wer soll Dramen machen, seit Goethe Minister ist?“ ruft Wieland aus.

Goethe wird bald, wie wir es heute nennen würden, Minister des Innern und Außern, Kriegsminister und endlich Finanzminister. Mit rastlosem Eifer und anerkanntem Erfolg hat er diese Dinge bemeistert, denn — wie Wieland sich ausdrückt — „er war dahinter wie ein Feind.“ Wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Freundschaft des Herzogs, das besonders im Anfang recht tolle Hoftreiben, die Anforderungen der Gesellschaft, diplomatische Reisen &c. in Anspruch nahmen, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll, über seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die strenge Zeiteintheilung oder die unzerstörbare Thatkraft. Tausendfache Spuren davon findet man in den Weimarschen Archiven. Sogar das — wie er zu sagen pflegte —

„alberne Geschäft“ der Rekrutenaushebung im ganzen Weimariſchen Lande leitete er perſönlich, ebenſo den Wegebau, unbekümmert um den Spott ſeines galligen Freundes Herder, der ihn den „Pontifex maximus, zu deutſch den oberſten Wegauſſeher und Straßengelehrer“ nannte.

Was empfand aber der Dichter, während er die Staatsgeſchäfte mit der ihm eigenen Berufstreue erledigte? Von allen Nothſchreien und Stoßſeufzern, die wie Feuerfarben aus einem Vulkan auſlodern, ſei nur Einiges angeführt.

„Die Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen . . . Ich laſte faſt zu viel auf mich und wieder kann ich nicht anders. Staatsſachen ſollte der Menſch, der drein verſetzt iſt, ſich ganz widmen und ich möchte doch auch ſo vieles Andre nicht fallen laſſen.“

„Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren. Recht zum Privatmenſchen bin ich geſchaffen und ich begreife nicht, wie mich das Schickſal in eine Staatsverwaltung und fürſtliche Familie hat einſlicken können.“

Es iſt oft ausgeſprochen worden, daß Goethe die Verſetzung nach Weimar, auf die Bühne der Welt, des Hofes und der kleinſtaatlichen Regierung nicht wohlthätig geweſen ſei. Noch heute hat die Anſicht, daß nur der vorweimariſche der echte Goethe ſei, viele Anhänger. Jedenfalls trifft Goedeke das Richtige: wäre Goethe's Leben vor der Flucht nach Italien abgebrochen, ſo würde kaum Jemand leugnen, daß er an Weimar zu Grunde gegangen ſei . . . Sein Geſchäftskreis war, je feſtere äußere Formen er annahm, deſto ſchwerer mit ſeinem innerſten Beruf in Einklang zu bringen. Was er für den Hof ſchrieb, war ſeines Talents nicht werth und was er mit ungetheilter Kraft hätte ſchaffen und bilden mögen, litt unter den Geſchäften und dem Hofe. Mitten in der regſamen Welt einſam, mußte er, um die Fülle ſeiner Liebe auszuſtrömen, mit den

Kindern spielen oder Frau v. Stein — die Frau eines Andern — zur Vertrauten seiner Seele machen (Goedeke).

Wie der junge Schiller aus den unleidlichen Stuttgarter Verhältnissen entfloh, so folgte auch der Minister Goethe der Eingebung seines Genius, sich mit der Flucht zu retten. Aber auch hier handelte er überlegt und überlegen, als gewissenhafter Staatsbeamter. Nachdem er 1786 seine Geschäfte in einen so festen und regelmäßigen Gang gebracht hatte, daß sie recht wohl von einem Andern provisorisch verwaltet werden konnten, erbat und erhielt er einen längeren Urlaub. Von Karlsbad aus trat er heimlich, aber bald im Einverständnis mit dem Herzog, die Reise nach Italien an. Das war seine Rettung.“

Was er in diesem Jahrzehnt gelitten, klingt in seinem „Tasso“ erschütternd nach — und wie er sich Trost spendet, in seiner „Iphigenia“.

Welch' ein Erlösungsgefühl ihn in Italien überkam zugleich mit dem festen Entschluß, fernerhin seinen künstlerischen Beruf auszugestalten, und wie der edle Großherzog seinen Wünschen entgegenkam, ist allgemein bekannt. Nach seiner Rückkehr übernahm Goethe die Oberaufsicht über alle Kunstinstitute, insbesondere über das Theater, die wissenschaftlichen Cabinette und die Bibliothek der Universität Jena. Was der Oberbibliothekar Riemer, der Kanzler Müller und der Leibarzt Vogel über diese fruchtbare Thätigkeit Goethe's berichten, die bis zu seinem Lebensende d. h. ca. 40 Jahre lang, (im Ganzen also über 50 Jahre Staatsdienst!) dauerte, ist um so bewunderungswürdiger, als er in diesem Zeitraum eine Fülle unvergänglicher profaischer und poetischer, sowie epochemachender naturwissenschaftlicher Werke schuf.

Selbst der Krieg, der schreckliche Störenfried der friedehelischen Poesie, Kunst und Wissenschaft hat den Schaffensdrang des großen Dichters nicht lähmen können.

Man vergesse nicht, daß die kriegerischen Wirren der französischen Revolution und des deutschen Freiheitskampfes 23 Jahre lang, von 1792 bis 1815, den Südwesten Deutschlands vorzugsweise heimgesucht haben.

Goethe hat 1792 die ruhmlose Campagne in Frankreich und den schimpflichen Rückzug, die Belagerung von Mainz, die Schlacht bei Jena (1806) und die Kämpfe von 1813 bis 1815 selbst theils mitgemacht, theils erlebt. 1806 bei der Einnahme von Weimar hat er im eignen Hause, wo der Marschall Ney einquartirt wurde, fast sein Leben eingebüßt und 1813 — wie er schreibt — „das Schreckbarste und Gemeinste“ was der Krieg mit sich bringt, ansehen müssen.

Wenn Goethe nun noch das politische Fiasco des Wiener Friedens mit allen bitteren Enttäuschungen für sein Vaterland, die Reaction, die Karlsbader Beschlüsse (1822) und die Julirevolution (1830) erleben mußte, so hat er ein so volles Maß von „Weltverwirrung“ durchgekostet, daß der Rest Schweigen ist oder — Bewunderung für den unentwegten Mann und ungebrochenen Dichtergenius.

Wenn er nun aber doch als Charakter mit Tadel und Vorwürfen überhäuft und als Genie von seinen Zeitgenossen nicht anerkannt wurde, ja wenn diese herabsetzenden Urtheile mehr oder weniger sogar bis heute sich fortspinnen?

Unmöglich!

Und doch ist es so!

Der Großherzog und die Mehrzahl der bedeutenden Zeitgenossen Goethe's hielten ihn hoch und der große Schiller war sein treuer Freund, 10 Jahre lang, bis zu seinem frühen Tod.

Aber die junge emporstrebende Generation, in erster Linie „das junge Deutschland“ (Börne, Heine, Gutzkow, Laube zc.) und leider auch Andere, darunter ein bedeutender Gelehrter, Niebuhr, rüttelten gemeinsam mit dem Dünkel

und Neid aller Mittelmäßigen an der Größe Goethe's mit einer Wucht, die wir noch heute spüren.

Es ist immerhin interessant, den haß- und neidvollen Sturm der kleinen Geister zu vernehmen, wie der Oberbibliothekar Riemer ihn in seiner langathmigen, oft ungeschickten Apologie zusammenfaßt, die er acht Jahre nach dem Tode Goethe's, 1840, erscheinen ließ.

Es betrifft Goethe's Person und Goethe's Werke und zeigt die dunklen Schatten, welche die Außenwelt in Goethe's Seele warf.

Wenn Lessing sich gegen den „Werther“ und „Göz“ erklärte und Schiller am „Egmont“ und „Wilhelm Meister“ mancherlei zu tadeln fand, so gehört dies allenfalls in den Bereich sachverständiger Kritik, die Goethe, wie kaum ein Anderer, zu vertragen verstand.

Uns sollen hier die Urtheile der kritiklosen Zeitgenossen Goethe's beschäftigen, weil aus dieser trüben Quelle auch die moderne Zeit zu Ungunsten des großen Dichters zu schöpfen pflegt.

Nikolai hatte den Werther lächerlich gemacht und ein Ungenannter die „Stella“ als Criminalfall behandelt, dazu einen 6. Act hinzugefügt.

Goethe's „Iphigenia“ und „Tasso“ waren lange heraus, ohne daß ein Mensch davon Notiz nahm.

Das anfängliche Lob der Schlegel und Tieck war nicht ganz aufrichtig gemeint und wurde durch die gleichzeitige Opposition der Rozebue'schen Partei niedergehalten, wenn nicht paralyfirt.

Zulezt ging es sogar in's Widerspiel über, indem Novalis ein christliches Anathem über den Heiden aussprach, er dagegen als Heiliger canonisirt und Friedrich Schlegel als erster lebender Dichter ausgerufen wurde.

Das einzige Gedicht, welches noch am meisten ein sogenanntes Glück machte, weil es mit dem Zeitinteresse

zusammentraf, war „Herrmann und Dorothea“, dennoch gilt es nicht einmal als eine Zeile zur Befreiung Deutschlands geschrieben!

Alles was nach Schiller's Tod von Goethe herauskam, fand nur hie und da Freunde und Beifall, „auf das Grob und Grob der Nation“ (wie Riemer sich ausdrückt) war es ohne Einfluß, während Schiller's Ruhm und Ruf bei weitem Goethe's Ansehen übertraf.

Die „Wahlverwandtschaften“ thaten nirgends wohl und überall weh, weil sie mit ästhetischer Schonung einen wunden Punkt der Zeit berührten, gegen den doch früher mit dürren Textworten von Halle'schen Kanzeln gepredigt worden war.

„Aus meinem Leben“ ward der Eitelkeit und Verschönerung verdächtigt, das erklärende „Dichtung und Wahrheit“ von aller Welt parodirt und bespöttelt, die geheime Ironie aber, die durch das Ganze zieht, nicht verstanden.

Der west-östliche Divan galt für durchaus zeitwidrig und unpatriotisch, fand aber nichtsdestoweniger rivalisirende Nachahmer.

Epimenides' Erwachen ging unverstanden über die Bühne und wurde mit einem hämischen Xenion für den Dichter, daß er stets vornehm und bequem, sich nun bequem, auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein — abgefertigt.

Die Wanderjahre wurden durch frommen Betrug in eine moralische Parodie verfälscht.

Die wissenschaftlichen Werke, die „Metamorphose der Pflanzen“, seine vergleichend anatomischen Studien (der Zwischenkieferknochen), seine „Farbenlehre“ von den Kunstgenossen vornehm ignorirt, von den Uebrigen nicht verstanden.

„Faust“ wurde weder in Weimar, noch auswärts günstig aufgenommen, ja seine Freunde in der Nähe und in der Ferne waren gerade am wenigsten davon erbaut!

Charakteristisch klingt Riemer's Resumé des damaligen Urtheils der deutschen Gesellschaft über Goethe:

„Ein ganzer Mensch gewesen zu sein, wird ihm von mehreren, Männern wie Frauen, abgesprochen. Er war kein wirklich Liebender, klagen diese — kein beständiger Freund, bedauern jene. Kein Christ, seufzen die Frömmeler; aber auch kein rechter Heide, wie die Philologen einwerfen; auch kein wahrer Muselman, wie die Orientalisten nachträglich bemerken.

Ein Genie nun gar nicht, ein Talent allenfalls; als Poet nur ein halber in der Jugend, nicht mehr im Alter. Denn hier spielt er den „absoluten König“ und nicht den „constitutionellen Dichter.“ So sagen Dichter und eines Dichters Gattin.

Kein Naturforscher, höchstens ein Dilettant, denn — er war kein Mathematiker, urgiren die Facultisten.

Kein Philosoph, am wenigsten ein Dialectiker: dies behaupten die Hegelianer.

Kein Hofmann sogar, und, obwohl Minister, doch wieder kein rechter; kein Geschäftsmann, wenigstens kein Actenmensch.

Endlich kein Deutscher, kein Patriot, kein Demokrat. So lautet besonders die Rüge und das Geschrei des jungen Deutschland, wobei Börne sich besonders auszeichnete.

Schließlich aber vereinigen sich Alle — Juden und Christen — in dem Unisono: „Er war ein Egoist.“

Also ein Egoist, der Mann, der 53 Jahre lang, ohne äußere Nöthigung und wider innere Neigung ein treuer Diener des Staates war in guten und bösen Tagen und im Hin'ick darauf sagte: „Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand und wie wäre der möglich ohne Liebe!“

Wie erklärt sich diese Auffassung des Goethe'schen Wesens, diese häßliche und komische Dissonanz, die aus dem Vaterlande des Dichters bis in die moderne Zeit nach-

klingt, im Gegensatz zu der harmonischen Anerkennung seines Genies von Seiten der anderen Culturvölker, insbesondere der Franzosen und Engländer, mit denen Goethe durch seine bedeutenden Sprachkenntnisse starke Fühlung hatte?

Die Antwort ist einfach!

Aus den Zeitverhältnissen und aus Goethe's Eigenart.

Das deutsche Volk im Ganzen und Großen, darunter leider auch viele Gebildete, war nicht reif und einsichtig genug, um die überragende Größe dieses Genies zu begreifen.

Die Kriege mit dem französischen Erbfeind hatten das westliche, der siebenjährige Krieg das östliche Deutschland verwüstet, die Napoleonischen Eroberungszüge und die deutschen Freiheitskämpfe hatten ganz Deutschland dem Abgrund nahegebracht. Rohheit und Verwilderung überall, spärlich unterbrochen durch kleine Oasen deutscher Geistescultur, an den Höfen französische Sitte und Sprache, welcher Friedrich II., wie noch heute seine Bibliothek in Sanssouci beweist, sein ausschließliches Interesse zuwendete. In seiner Schrift, die er in's Deutsche übertragen ließ: „De la litterature allemande“ zeigte er den Deutschen, daß sie noch keine Literatur hätten, eine Behauptung, gegen die nicht einmal ein Lessing und ein Goethe wirksamen Protest erheben konnten. Wo sollte unter solchen Umständen das Interesse für Dinge wach werden, die Goethe begeisterten: für das deutsche Volkslied, für den Straßburger Münster und Kölner Dom, für Malerei, Sculptur und Baukunst, für sociale Fragen und nun gar für die verpönten Naturwissenschaften? Selbst der Großherzog von Weimar und sein Hof ließen sich nur schwer in diesen künstlerisch-wissenschaftlichen Bannkreis ziehen. Nur durch eine Reihe von Mißverständnissen und Reibungen, unter harten Gegenwirkungen konnte der Dichter und Staatsbeamte den vorgezeichneten Weg aus der Niederrung in die Höhe führen.

Wer in seiner Umgebung konnte seine Vaterlandsliebe verstehen, wenn er nach der Schlacht bei Jena sagte: „Von diesem Tage, dem 14. October 1806, beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte. Bis hiezu waren wir antediluvianisch.“ *) Er hatte Napoleon gesehen und durfte seinen durchdringenden Geist und die alles überwindende Thatkraft bewundern. Er kannte die Ueberlegenheit der französischen Cultur und konnte ihre Wirkungen auf dem linken Rheinufer unter der Herrschaft des Code Napoleon in's Leben treten sehen. Wie anders war es diesseits in seinem verarmten, in Kleinstaaten zerrissenen, schlecht versorgten Vaterlande. Wir hören aus seinem Munde, daß er den Beginn einer neuen Epoche vorausjah. Er war damals 57 Jahre alt. Das Studium der Natur und der Menschheit hatte ihm das Princip der fortschreitenden Entwicklung, „die Evolutionstheorie“, enthüllt. Wie sollte er sich für die Kriege und Gegenkriege, diese gewaltsamen Explosionen in der langdauernden Entwicklung des menschlichen Fortschritts begeistern? Vorwärts mußte es gehen, mit den neuen weltbewegenden Ideen, die sein Volk aufrüttelten aus Uncultur und Zerfahrenheit, vorwärts mußte und sollte Jeder nach seinen Fähigkeiten und Pflichten — mit der Waffe, mit dem Freiheits- und Kampflied, mit emsiger Geistesarbeit! Aber — wie weit das Ziel! In den Krieg ist Goethe als 43jähriger Mann selbst gezogen, die Gräuel des Krieges hat er als Greis unentwegt erduldet und — mit seiner Geistesarbeit hat er sein Volk auf eine Culturstufe gehoben, die erst 40 Jahre nach seinem Tode, nach Jahrzehnte langen Kämpfen und Leiden zu dem ersehnten Ideal der Unabhängigkeit und Gleichberechtigung mit anderen Nationen geführt hat. Wenn Bismarck groß ist als der Schöpfer der

*) Ich citire nach Riemer's Mittheilungen über Goethe, Bd. I, p. 370. Gute Goethekenner behaupten, der Ausspruch sei nach der „Kanonade bei Valmy“ gefallen.

politischen Macht des deutschen Volks — Goethe ist größer weil er den Geist schuf und bildete, mit dessen Kraft der allen Zeitgenossen überlegene Staatsmann „Blut und Eisen“ beseelte und den Sieg errang.

Es lohnt nicht der Mühe, die Haltlosigkeit der thörichtesten Vorwürfe, welche dem Mangel an Verständniß entstammen, nachzuweisen. Aber in der That wurde nicht nur das patriotische Gefühl, sondern Goethe's ganzes innerstes Wesen hart getroffen, da seine selbständige Stellung gegenüber der Kunst, der Naturwissenschaft, der Philosophie und Religion derselben abfälligen Kritik unterlag, da die Originalität, Tiefe und Kraft seines Geistes sowie der Werth seines Charakters in Zweifel gezogen wurde.

Und doch fällt Alles in Nichts zusammen, sobald man sich in Goethe's Eigenart vertieft. Er war sich derselben deutlich bewußt. „Mein Wesen ist einmal nicht einfach,“ sagt er:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen;
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei.“

Man wird nicht fehl gehen, wenn man bei Goethe's Persönlichkeit das „Anonyme“ in dem rheinisch-fränkischen Blut sucht, das in seinen Adern rollte. „Uns Rheinländern fließt der Rheinstrom durch das Herz, wie der Blutstrom“, sagte einst Joseph Görres einem Freunde. „Er wollte mit diesen Worten wohl nicht nur die Heimathsliebe des Rheinländers bezeichnen, sondern der Thatfache Ausdruck verleihen, daß die Anwohner des wunderbaren Stroms eine fest umrissene Abart der deutschen Volksseele repräsentiren.“ Hier zog die alte „Römerstraße“ dahin, hier reifen die Früchte einer 2000jährigen Cultur. „Freilich müssen wir dabei an das „größere Rheinland“ denken, das von Basel bis zu den Niederlanden reicht und die Stromgebiete der

Mosel und Nahe, vor allem des Mains umfaßt — ein Land, welches die mittelalterliche Politik zu einem einheitlichen Reich zu gestalten suchte, die Heimath eines Rubens, Beethoven, Böcklin und Goethe. Die Theilung Deutschlands durch die Mainlinie wollte nie gelingen. Viel richtiger ist es, Deutschland durch eine Linie zu theilen, die, etwa an der nordholländischen Grenze beginnend über das Fichtelgebirge auf Wien zugeht. Nordöstlich von dieser Linie ist das abstracte Denken zu Hause, die kritische Analyse, der categorische Pflichtbegriff, südwestlich aber das concrete Schauen, das künstlerische Gestalten, der freundliche Genuß des Daseins. Innerhalb des Südwestens aber ist der Rheinländer neben dem Schwaben und Oesterreicher der wichtigste Typus. Das Schauen, das Erfassen der Welt mittelst des Sehorgans und die Gaben des Singens und Sagens ist ihm besonders zu eigen. Jeder Rheinländer ist ein geborener Redner und Gelegenheitsdichter, Humorist und Musiker. Wer das Rheinische Leben kennt, der weiß, daß dies nicht nur von den sogenannten oberen Ständen gilt, sondern von allen Rheinländern ohne Ausnahme.“

Daher kommt es auch, daß der gesellige Verkehr sich in besonderer Form ausprägt. Nicht nur die genußfrohe, humorvolle Zeit des rheinischen Carnevals gemahnt an italienische Volkssitte, auch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zeigt sich ein liebenswürdiger, natürlicher Ausgleich zwischen Hoch und Niedrig, Arm und Reich, eine glückliche Mischung rührigsten Fleißes und vollen, reichen Genießens, ein verständnißvolles Begegnen zwischen Jung und Alt, ein inbefangener und intimer, fördernder Verkehr zwischen Männern und Frauen.

Hier, in diesem rheinischen Milieu verlebte Goethe seine Jugendzeit, von den ersten 26 Jahren seines Lebens 23. Hier liegen die Wurzeln seiner Productionskraft, hier sprudelt die Quelle seiner Freuden und Leiden, die „ungemessene

Lebenslust“. „Egmont, der erste Typus einer Rheinischen Frohnatur, diese Verkörperung aller hellen und dunklen Seiten des Rheinischen Charakters, trägt alle Züge des jugendlichen Dichters.

Niemals später ist Goethe so fruchtbar gewesen, wie in den 5 Jahren, die zwischen seinem Einzug in Straßburg und seiner Abreise nach Weimar liegen. Man darf nicht nur das Fertiggestellte berücksichtigen, sondern vor Allem die zahllosen Conceptionen, von denen ein Theil sein ganzes späteres Dasein ausfüllt: Götz, Werther, Clavigo, Stella, die Entwürfe und Anfänge zu Egmont, Julius Caesar. Mahomet, Prometheus, Alhasver und Faust und dazwischen die Blüthen unverwelklicher Dyrif.

Die Frauengestalten jener Epoche aber sind nach Rheinischen Vorbildern ausgeführt: Götzens Elisabeth nach seiner eigenen tapferen Mutter, Clärchen und Gretchen nach der Pfarrerstochter von Sesenheim, das kaum eine Viertel Stunde von einem Rheinarm entfernt lag, und nach den Frankfurterinnen Gretchen und Kili. Eine echte Rheinlands-tochter ist auch Werthers Lotte. Das Friedensidyll „Hermann und Dorothea“, als Gegensatz zum wilden Kriegswesen, nach 1792 entstanden, spielt in Rheinheffen und im Rheingau, „den hochgesegneten Gebreiten“, von denen Goethe auf der Rheinreise 1779 schreibt: „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.“

Fünffmal (1772, 1774, 1779, 1792, 1814 und 1815) hat Goethe seine Heimath besucht, zum letzten Mal 1815. Aber die Liebe zu ihr hörte nimmer auf. Beim Gedanken derselben im hohen Alter übermannte ihn oft unsägliche Rührung — das Heimweh und die Erinnerung an die Rheinlandsstöchter, die in Sesenheim, Weklar und Frankfurt seinen stürmischen Lebensweg gekreuzt, sein leidenschaftliches Herz mit Liebe und Leid und mit unsterblichen Liedern erfüllt hatten.

„Ruhig! Ruhig! Nur Ruhe“, so pflegte er sich selbst im Alter zu mahnen, wenn er fühlte, daß er in Wallung gerieth. So that er wohl auch im 60. Lebensjahre, als er in „Dichtung und Wahrheit“ das herzerreißende Drama in Seifenheim als unnachahmliche Idylle poetisch verklärte.

Aus seinem Temperament, aus seinem rheinischen Blut entsprangen all' die schöpferischen Elemente seines eigenartigen, wunderbaren Geistes, aus dieser Naturanlage stammen auch all' seine Leidenschaften, seine Fehler und Schwächen. Gegen sie kämpfte er ein ganzes langes Leben und bezwang sie durch eine unermüdlische productive Thätigkeit. Wir begreifen ihn, wenn er im hohen Alter sagt: „In 75 Jahren habe ich keine vier Wochen ein behagliches Dasein geführt“ und wenn er der Welt Gerede über sein Leben mit seiner Antwort darauf in den zwei Zeilen zusammenfaßt:

„Wohl kam er durch; so ging es allenfalls. —

Mach's einer nach und breche nicht den Hals.“

Er ging nicht zu Grunde, obwohl er von seiner Zeit nicht verstanden wurde, obwohl er unablässig bekämpft und geschmäht wurde, er widerstand muthig und beharrlich dem Sturm und Drang, der von der Außenwelt und aus seinem Innern sich wider ihn erhob, und blieb Sieger, weil er sich selbst treu blieb.

„Unter allen Besitzhümern auf Erden ist das Kostbarste ein eigen Herz“, ruft er aus.

Sein eigen Herz hat er trotz Allem gerettet und uns anvertraut — in seinen unsterblichen Werken, die von Liebe und Weisheit überquellen und in der ganzen Welt nur einem Größeren willig sich unterordnen, seinem Vorläufer und Lehrer Shakespeare.

Wenn ich Goethe's Leben und Werke in die Nähe des unerreichten Shakespeare rücke, dessen Leben in Sturm und Drang überraschende Analogien bietet mit Goethe, so bin ich auf den Einwand gefaßt, daß ich als Verehrer des

deutschen Dichters und meiner deutschen Muttersprache des Guten zu viel thue.

Lassen wir daruu zum Schluß das Wort dem Briten, der die Heroen des Geistes zu würdigen wußte und dazu den Ernst und die Tiefe der Einsicht wie der Kenntnisse besaß *).

Der große Carlyle sagt:

„Seit den Tagen Shakespeare's ist nur Einer erschienen, der an ihn erinnert: Dieser Eine und Einzige ist Goethe“.



*) Runo Fischer, Shakespeare und die Bacon-Mythen, Heidelberg, 1895.

Goethes Parialegenden.

Festvortrag

gehalten von Berta Noelting

zur Goethe-feier des Gewerbevereins

am 30. September (12. Oktober) 1899.

Hauptquelle zur Deutung der Parialegenden: Baumgart,
Goethes „Geheimnisse“ und „Indische Legenden“, Cotta 1895.

Die griechische Sage erzählt uns von einem Sänger, dessen zauberschöne Töne die Lebenden berückten, die wilden Thiere bändigten und die Gestorbenen im Reiche der Schatten, die für erdbegangene Frevel büßten, ihre Qualen vergessen ließen beim Lauschen der machtvoll reinen Klänge!

Wenn die Griechen so die herzbezwingende Kraft der Poesie in ein Sinnbild zusammenfaßten, so können wir mit frohem Stolz und tiefer Dankbarkeit sagen, daß die Sage zur Thatfache wurde, als vor 150 Jahren am 28. August in der alten freien Reichsstadt Frankfurt ein Knabe die sonnigen Augen dem Licht entgegen öffnete, der bestimmt war, selbst als strahlendes Licht und wärmende Flamme seinem Vaterlande und der Welt voranzuleuchten!

Aus der Tiefe heißen, großen und leidenschaftlichen Empfindens heraus weiß Goethe, ein zweiter Orpheus, mit fortreißender Gewalt die Gefühle unseres innersten Herzens und unserer Seele zu wecken, zu erschüttern und zu erheben. Obwohl er ein glückliches Leben geführt hat, wie wir wissen, ist ihm doch keine menschliche Seelenstimmung vom wilden Verzweiflungsschrei bis zum befreienden Jauchzen fremd geblieben. — Die Natur ist sparsam. Es bedurfte keiner mächtigen Hammerschläge, um das Gold seines Innern zu Tage zu fördern. Eine leichte Berührung und die Pforten zu den Schatzkammern seiner Seele sprangen auf. — Und so finden wir uns zu allen Zeiten und Lebensaltern in seinen Dichtungen wieder.

Sind wir jung, liegt das Leben noch wie ein Zauberland vor uns, wo wir einen weiten Spielraum für die

Kräfte unserer Seele erwarten, so leicht er unserem Hoffen, Träumen, Wünschen und Lieben den machtvoll herrlichsten Ausdruck, vom heimlich unbewußten Erwachen der Gefühle durch alle Phasen von Sehnsucht, Erwarten, Verzagen, Zorn, Neid, Eifersucht, bis zur Entfagung oder Erfüllung, „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen, immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh“! — In dem reinen Freiheitsdrang eines Goëtz, in der leidenschaftlichen Schwärmerei eines Werther, in dem himmelaufbringenden Sehnen und wilden Verzagen Fausts, treten uns gigantische Gefühle entgegen, die trotzdem den unseren verwandt sind. Die treue Gattin und Hausfrau Elisabeth, die schlicht hoheitsvolle Maria, das holde Gretchen blicken uns an mit ernstern deutschen Augen. Wir schiffen mit ihm auf blauen Seen; Morgenwinde umspielen unsere Stirn, und wir saugen „frische Nahrung, neues Blut“ aus der schönen freien Welt! Oder er führt uns in die Felsenöde, wo gewaltige Bergesriesen in heiliger Einsamkeit aufragen; wir heben uns mit dem Geier über die Enge des täglichen Seins und sehen aus Morgenwolken die Quellen ewigen Lebens auf die Erde niedersteigen und, Bruderquellen mit sich reißend, dem Ocean der Zeit entgegenströmen! In stiller Mondscheinnacht mischen wir unsere Klage in das melodische Rauschen des Flusses. „Fließe, fließe, lieber Fluß, nimmer werd ich froh!“ Oder wir sehen aufwärts nach den Sternen, die wir nicht begehren sollen und die wir doch zu uns niederreißen möchten! Ist dem Traurigen dann die Einsamkeit mit der Natur und seinen Gefühlen zu beängstigend groß, sucht er die heitern Gefährten wieder auf, die er lange gemieden, da klingt es ihm übermüthig entgegen:

„Sollst uns nicht nach Weine lechzen.
Gleich das volle Glas heran,
Denn das Lechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan!“

Stimmt der Wiedergekehrte fortgerissen ein in den fröhlichen Chor und fängt vielleicht an zu bedauern, daß er so lange nicht geleert das frische Glas, wenn der Wein geschäumt — sieh! da klingt es plötzlich feierlich ernst in das tolle Gelage hinein:

„Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht, — —
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben! —“

Und uns steht wieder das Nichte, Lebenswerthe vor Augen, das bleibt, wenn die Lust verschäumt! —

Wir werden älter und alt. Das Leben hat vieles von dem nicht gehalten, was wir ihm als Versprechen abdrangen. Kämpfend nach allen Richtungen mit Widersachern von außen und innen ist der Jugend überschäumende Kraft verbraucht und droht in Bitterkeit oder Müdigkeit zu enden! Das banale Leben streckt uns seine Hände einladend entgegen. Warum nicht thun wie viele, es sich so wohl sein lassen wie möglich und überschwänglichen Träumen der Weltbeglückung und eigner Bervollkommnung entsagen! Da tritt der Dichter vor uns mit goldenen Worten tiefster Weisheit und Gestalten höchster Schönheit. Er selbst wird uns Vorbild:

„Du hast getollt in deiner Zeit mit wilden, dämonisch genialen jungen Schaaren, dann sachte schloßest du von Jahr zu Jahren dich näher an die Weisen, göttlich Mildern!“
Und wieder ist es Faust, der zum Bewußtsein der Lebensaufgabe gelangte, der uns machtvoll entgegentritt; ist es Wilhelm Meister, der auszog, die Schauspielkunst zu suchen und die Lebenskunst fand. Und reinste Frauengestalten, Iphigenie, Leonore v. Este, nehmen unser Sein vorbildlich gefangen. Durch sie läßt der Dichter uns im Spiegel rein-

ster Kunst schaun, wie wir innerhalb der hemmenden Schranken der Alltags Sorge und Alltagskümmerniß weit und groß im Denken und Handeln werden und ausdauern können, und selbst mechanische Arbeit mit dem Streben nach dem Höchsten verbinden! Er weist uns auf die nothwendige, heldenmüthige Entfagung hin, die sehr fern ist von weichlicher Resignation, führt uns zum Verständniß der ewigen Welt- und Menschheitsgesetze, denen der Sterbliche sich unterwerfen muß und schöpft mit starker Hand aus den Quellen der Wahrheit und der Schönheit Trost für die Räthsel des Lebens, die uns, wie oft! beängstigen. Und „es schweigt das Wehen banger Erdgefühle, zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft, besänftiget wird jede Lebenswelle, der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle!“

Das schwerste Lebensrathsel, an dem so manch freudiger Glaube zerschellt ist, bietet die Frage: Wozu ist das Böse in der Welt? Wie läßt sich mit dem Walten eines gütigen Gottes das Wirken der Sünde mit ihren Gräueltthaten vereinigen? Warum ist selbst der gute Mensch häufig so kleinlich, jämmerlich und kümmerlich, von schweren Irrthümern und Fehlern nicht zu reden? Weßhalb sind wir Menschen zu ewiger Halbheit verdammt, zu beständigem Schwanken zwischen gut und böse? Das Thier bewegt sich in den festen Grenzen seines Instinktes, höhere Wesen können nur gut sein; warum haben nur wir in ihrer Mitte stehend die krafthemmende Mischung beider Elemente?

Sein Lebelang hat Goethe sich diese Fragen vorgelegt und unablässig nach Erhellung dieser dunklen Schicksalsbestimmung und nach Versöhnung mit ihr gerungen. Einem solchen Versuch verdanken die „Parialegenden“ ihre Entstehung, deren Stoff der Dichter 40 Jahre, von 1783—1823, in seinem großen Geist getragen hat, ehe er zur Gestaltung

reif war! — Die drei Gedichte gehören zu den weniger bekannten Goethe's, was theils an dem fremdartig sinnbildlichen Inhalt liegen mag, theils an der knappen, artifellosen Sprache, dem Goethe'schen Altersstil, und endlich wohl an der Tiefe des Problems!

Den Stoff zu seinem Gedicht fand Goethe in dem Buch: „Indische Reise“ von Sonnerat. Dort wird von einer edlen Frau, Mariatale, der Gattin eines Bramanen, erzählt, daß sie in Folge ihrer Herzensreinheit die Macht besessen habe, das Wasser vom heiligen Gangesstrome ohne Krug oder Eimer nach Hause tragen zu können, da es sich ihr zu einer Kugel zusammenballte. Als aber Mariatale eines Tags bei dieser Thätigkeit durch den Anblick eines schönen geflügelten Genius einen Augenblick von Sinnenlust ergriffen wurde, zerrann ihr das Wasser zwischen den Händen und ließ sich nicht mehr anders als auf gewöhnliche Weise tragen. Dadurch entdeckte der Bramane, daß seine Gattin nicht mehr völlig reinen Herzens sei und in aufwallender, eifersüchtiger Wuth befahl er seinem Sohn, die eigene Mutter zu tödten. Dieser gehorchte, wurde aber dann von so heftiger Verzweiflung ergriffen, daß der Vater ihn ein Geheimniß lehrte, die Mutter neu zu beleben, indem er ihr Haupt dem Rumpf neu anfüge und ein Gebet spreche. Froh eilte der Sohn, das Werk zu vollbringen, aber in der Hast setzte er das Haupt der Mutter auf den Leichnam einer verbrecherischen Pariafrau, und die Neubelebte besaß nun zugleich die Laster einer Verbrecherin und die Tugenden einer Bramanin. Als die Götter den Schaden entdeckten, suchten sie ihn dadurch zu mildern, daß sie Mariatale zur Göttin der Parias erhoben und ihr Macht ertheilten, Krankheiten zu heilen.

Die Doppelnatur der Bramanin war es, was Goethe an dieser Erzählung mächtig anzog und sich ihm zur Darlegung seiner großen Gedanken über Schuld und Sünde, wie zur Versöhnung dieser Gegensätze darbot. Demgemäß

enthält das Einleitungsgedicht die Klage des Paria über sein elendes Dasein, das von keiner Gottheit getröstet wird, ein Sinnbild der Noth, unter der die schuldbelastete Menschheit schmachtet. Voll tiefen Schmerzes fragt der Paria den großen Brama, der doch der Gerechte genannt wird, warum er die Menschen in bevorzugte und niedrige, in glückliche und unselige geschieden hat. Wohl erkennt der Paria die eigne Niedrigkeit, die ihm nur den Auswurf aller übrigen Kasten zuführt. Aber wenn auch die Menschen ihn verachten, Gott Brama darf es nicht, denn vor ihm kann doch keiner bestehen, ist selbst die Tugend des Besten der Besten nur verfliegender Staub. Und ist nicht der Glende der göttlichen Hilfe am bedürftigsten? Giebt es kein Band von Brama zum Paria? Keinen Vermittler zwischen höchster Kraft und Güte und tiefster Niedrigkeit? Kann er nicht durch ein Wunder diesen Gegensatz überbrücken und, wie er den verachteten Bajaderen eine Gottheit gegeben hat, zu der sie in ihrer Schmach und Noth rufen können, wird er nicht auch dem Paria einen Weg zeigen, der zu Brama führt?

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles ist von Deinem Samen,
Und so bist Du der Gerechte!
Hast Du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Hast Du sie allein geschaffen?
Oder bist auch Du's, der Affen
Werden ließ und unfres gleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.

Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber Du, Du sollst uns achten,
Denn Du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu Deinem Kinde!
Oder eines lass' entstehen,
Das auch mich mit Dir verbinde;
Denn Du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, Dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Ist dies Einleitungsgedicht eine Frage, so giebt die nun folgende Legende die Antwort und das Schlußgedicht den Dank für die Errettung.

Mit wenigen Worten charakterisirt der Dichter die weibliche Hoheit und Anmuth der Bramanin, wie die strenge, stolze Tugend ihres „fehlerlosen“ Gatten. Mit schweren Büssübungen ringen sie der Gottgleichheit entgegen, die sie sich nach dem Glauben der Inder erzwingen können und die folglich ihr eigenstes Verdienst ist.

Aber gerade höchst vortrefflichen Menschen droht eine doppelte Gefahr. Der Tugendstolze wendet leicht die Strenge, die er in seinem eignen Lebenswandel beobachtet, auf den Nächsten an und richtet schroff oft da, wo er verzeihen könnte und sollte. Dies ist im Bramanen verkörpert.

Und die hochgespannte, überspannte Tugend wird in unbewachten Augenblicken von den nie ganz zu besiegenden, irdischen Trieben gerächt: Dies zeigt sich in der Bramanin. Es ist nur eine Gedankensünde, die sie begeht, eine einzige unedle Regung, aber für sie gilt dies als Verbrechen, denn das Maaß der Schuld richtet sich nach der Sittlichkeit des

Menschen. Was beim wildrohen Atreus kaum strafbar erschiene, eine Lüge im Zwang der Noth, das bedeutet für die reine Priesterin Iphigenie eine Verschuldung, die sie der Entführung des väterlichen Herdes unwerth macht!

Bis zur Schilderung der Hinrichtung folgt Goethe genau der Quelle, dann ändert er ein Motiv. — In der Quelle tritt der Sohn als Vollzieher des Richterspruchs auf. Diese abstoßende, gefühltsbeleidigende That wurde von Goethe ausgeschlossen und dagegen der Gatte als Rächer vorgeführt, während die Sohnesliebe in packender Wechselrede den schönsten Ausdruck findet. Die dann folgende Schilderung der Neubelebung enthält den eigentlichen Kern des Gedichts und der Weltanschauung Goethes in Bezug auf das Böse. Auch hier hat der Vorgang wieder symbolische Bedeutung. Die Riesengestalt, die jetzt verwandelt von den Todten aufersteht mit dem Haupt der göttlich edlen Bramanin, wo die reinsten, schönsten Gedanken wohnen — und dem Kumpf und den Gliedern der Verbrecherin, in deren Brust die herabsteigenden Gedanken sich zu wilden Leidenschaften verwandeln, ist zunächst die erbetene Gottheit der Parias, die Vermittlerin zwischen dem höchsten Guten und dem ärgsten Bösen, die beides kennt, beides empfindet und deßhalb dem Reinsten gegenüber die Sündigsten vertreten kann. Um dieses Zweckes willen ist sie zu solcher Mißgestalt umgeschaffen worden. So hat Brama dies gewollt. Keins seiner Geschöpfe soll vor ihm unvertreten sein, keins, auch das elendste und niedrigste nicht, soll in leere Wolken den Angstruf erheben. Darum hat er dem schönen Dämon geboten, das reine Weib zu verlocken, „denn von oben kommt Verführung wenn's den Göttern so beliebt“.

Und andererseits ist dies Weib, in dem die höchsten und niedrigsten Gefühle und Gedanken unlösbar gemischt sind, ein Typus der Menschheit, der ewig zerspaltenen, in sich zerrissenen, ewig zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden

hin und her schwankenden. Und zwar auch dies „weil es Brama so gewollt“. Dies führt uns zu den tiefsten und geheimsten Gedanken Goethes über das Böse.

In Wilhelm Meisters Wanderjahren spricht Goethe von einer dreifachen Ehrfurcht, zu der die Jugend erzogen werden und die der Reife als Quell seiner Thaten erkennen soll. Es ist die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist — gleichbedeutend mit Ergebung und Dankbarkeit gegen Gott; dann vor dem, was neben uns ist, d. h. vor den Offenbarungen Gottes in der Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft und Natur; endlich die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, also vor dem Unglück und auch vor der Sünde, als vor einem nothwendigen Bestandtheil der göttlichen Weltordnung, unzertrennlich von der menschlichen Willensfreiheit. Denn wo kein Böses ist, da ist auch kein Gutes. Nur der Mensch kann das eine wie das andere sein. Also liegt in der Halbheit des Menschen, die einerseits sein Fluch ist, andererseits seine höchste Würde und Macht, die ihn über alle Geschöpfe erhebt, die wir kennen oder uns vorstellen können. Und deßhalb muß die Bramanin, „mit dem Haupt im Himmel weilend, fühlen, Paria, dieser Erde niederziehende Gewalt.“ „So hat Brama dies gewollt“ für den Paria, für seine Menschheit. Die Erkenntniß der beiden Seelen im Menschen

— „Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dufte
Zu den Gefilden hoher Ahnen“ —

sie soll im Guten, Sittlichen das Bewußtsein lebendig erhalten, daß er im niedern Triebe dem Schlechten, Unsittlichen verwandt ist. Dies Bewußtsein soll ihn milde stimmen für die Fehler seiner Erdenbrüder, soll die tiefste Liebe für sie in ihm wecken, verbunden mit der heißen Sehnsucht zu helfen. Dazu ermahnt die Bramanin Sohn und Vater!

Und andererseits soll dies Bewußtsein der Doppelnatur des Menschen im Niedrigsten, Elendesten, im Verbrecher und Sünder als tröstliche Ueberzeugung besserer Augenblicke wirken, daß ein etwas auch in ihm lebt, Gott verwandt, ein Funke, den er zur Flamme anfachen kann, eine Möglichkeit, aus der tiefsten Sünde sich in Reue zu dem zu erheben, der diesen Funken in jedes Menschen Brust gelegt hat!

Und im Gegensatz zu dem von den Bramanen bis dahin vertretenen Glauben, daß nur sie, die Tugendhaften, durch strenge Bußübungen in der Einsamkeit sich die Seligkeit verdienen können, verkündet das neuerstandene Riesenbildniß die frohe Botschaft von Bramas Allgüte und Allerbarmen! „Wandert aus durch alle Welten, wandelt hin durch alle Zeiten und verkündet auch Geringsten, daß ihn Brama droben hört!“

Und wenn doch einmal Brama sich von den Sündern abwenden wollte, so tritt sie, der Typus der zweigetheilten Menschheit, die gräßlich Umgeschaffne — so hat Brama es gewollt — vor sein Auge, damit er sie bejammere, anstatt sie zu verwerfen.

Legende.

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquickend; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle

Herrlich zu krySTALLNER Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Keiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges' Fluten,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten,
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Fehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ew'gen Busen schuf;
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschau,
Weißt es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen!
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke
Rath und Hilfe gleich verjagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten:

Er erblickt sie, Blick ist Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!“
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! Tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! Ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magst Du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halte, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder;

Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie Dir.

Silend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! Welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt ergreift er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächsten Kumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich unverändert — süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast Du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein.
Ja, des Himmelsknaben Bildniß
Webt so schön vor Stirn und Auge;
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brama dies gewollt.

Er gebot ja buntem Fittig,
 Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
 Göttlich-einigem Erscheinen,
 Mich zu prüfen, zu verführen;
 Denn von oben kommt Verführung,
 Wenn's den Göttern so beliebt.
 Und so soll ich, die Bramane,
 Mit dem Haupt im Himmel weisend
 Fühlen, Paria, dieser Erde
 Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende Dich dem Vater!
 Tröste! — Nicht ein traurig Büßen,
 Stumpfes Harren, stolz Verdienen
 Halt' Euch in der Wildniß fest;
 Wandert aus durch alle Welten,
 Wandelt hin durch alle Zeiten
 Und verkündet auch Geringsten,
 Daß ihn Brama droben hört!

Ihm ist Keiner der Geringste —
 Wer sich mit gelähmten Gliedern,
 Sich mit wild zerstörtem Geiste,
 Düster, ohne Hilf' und Rettung,
 Sei er Brama, sei er Paria,
 Mit dem Blick nach oben kehrt,
 Wird's empfinden, wird's erfahren:
 Dort erglühen tausend Augen,
 Ruhend lauschen tausend Ohren,
 Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
 Schaut er mich, die Grausenhafte,
 Die er gräßlich umgeschaffen,

Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das!

„Ein Geheimniß bleibe das!“ Die Frage, warum das Böse in Gottes Weltenplan aufgenommen ist, hat Goethe weder in diesem Gedicht noch anderswo lösen können, noch hat er sich je vermessen, es zu wollen. Wenn die göttlichen Geheimnisse vom armen Menschenverstand je ergründet werden könnten, so wären sie wohl minder gewaltig und erhaben. — Also das hat Goethe nicht wollen! Nur Gedanken zu einer reineren und tieferen Auffassung dieses Daseinsrathfels sollen die „Parialegenden“ in uns erwecken, zu einer Auffassung, die mit dem lebhaftesten Abscheu vor der Sünde das tiefste Mitleid mit dem Sünder verbindet, der doch Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut ist und an dessen Platz wir selber stehen könnten, wenn unser Wesen so gestaltet und in andere Umgebung gestellt wäre!

Das Schlußgedicht enthält den Dank des Parias und ist zugleich ein Ausdruck der frommen Gläubigkeit, die alle Zweifel durch eine freudige innere Zuversicht überwindet:

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß Du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich;
Denn Du lässest alle gelten.

Und verschließeſt auch dem Letzten
Keines von den tauſend Ohren;
Uns, die tief Herabgeſetzten,
Alle haſt Du neu geboren.

Wendet Euch zu dieſer Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt;
Nun beharr' ich, anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Die „Parialegenden“ ſind nur ein Ton in der wundervoll großartigen Symphonie von Goethes Wirken und Weſen!

Wer vermöchte dieſes nur annähernd nach ſeinem Werth zu ſchildern? Je mehr wir ihn kennen und lieben lernen, denn beides geht Hand in Hand, deſto machtvoller und herrlicher, deſto unbegreiflicher in Fülle und Mannichfaltigkeit entrollt ſich vor unſern Augen ſein Weſen, entwickelt ſich ſeine Kunſt. Man kann nur danken und ſtaunen! Seinem rein und ſcharf beobachtenden Auge enthüllten ſich die Thaten der Menſchen in ihrem innerſten Kern! Seine ſchöpferiſche Phantafie verwandelte die Erlebniffe des Alltags in das eigenartig Tieffte und Höchſte! Sein hohes ſittliches Bewußtſein rückte das Dunkle, Zufällige des Daſeins in das helle Licht der ſittlichen Weltordnung, ſeine ſtrenge Selbſtzucht wucherte mit dem anvertrauten Pfund, daß es tauſendfältige Früchte trug, und ſeine mächtige Geſtaltungskraft ſchuf aus all' dieſen Elementen die Dichtungen, die die deutſche Kunſt aus den Banden fremden Geſetzeszwangs auf den Gipfel des wahrhaft Schönen, Großen und Guten riffen!

Faſt anderthalb Jahrhunderte hat Deutſchland, hat die Welt Zeit gehabt, ſich in Goethe hineinzuſehen, und dieſe Jahre haben uns wenigſtens die Erkenntniß gebracht, daß wir noch nicht annähernd in die Tiefen ſeines Genius eingedrungen ſind. Der herrliche Dichter iſt viel geliebt und viel geſeht worden in dieſem Zeitraum, letzteres von

solchen, die sich von Menschengröße nicht gehoben, sondern erdrückt fühlen und die ihm verargen, daß er, der Vollmensch, auch Fehler hatte und Irrthümer beging, wie wir alle. — Diese Stimmen verstummen mehr und mehr! Denn eins steht fest: durch die gewaltigen litterarischen und socialen Revolutionen, die unser Jahrhundert erschüttert haben, ist seine hehre Gestalt hindurchgeschritten, so sicher und stark, als wenn kein Widersacher je gewagt hätte, das Erhabene in den Staub zu ziehen! — Die Romantiker, ihrem ganzen Wesen nach ihm entgegengesetzt, trugen ihm die wärmste Verehrung entgegen und schufen sich das unsterbliche Verdienst, das Verständniß für ihn, das fast geschwunden war, in den Mitlebenden neu zu erwecken. Zwei Jahre vor Goethe's Tode begann der Naturalismus seine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit gesteigerter Schroffheit sich darlegende Weltbetrachtung in Kunstwerken auszumünzen. Das Gute früherer Epochen wurde verkleinert oder verspottet! Vor Goethe machte er Halt! Ja, er verehrte zum mindesten Goethes Jugendwerke als Meisterstücke feinsten Individualisierungskunst. Auf den Naturalismus ist dann neuerdings der Symbolismus gefolgt, dem Goethe in einzelnen Werken seines Alters, in der „Novelle“, im „Märchen“, dem zweiten Theil des „Faust“ und „Pandora“ geradezu vorgearbeitet hat. Aus dem Volk der Träumer und Philosophen ist ein solches der Fabrikanten und Soldaten geworden! Erstere stellen eine bedeutende Anzahl Mitglieder zur Goethe-Gesellschaft. Und ein früherer Officier ist heut ein Goethephilologe! (Biedermann). Der Arbeiter erhebt sein Haupt und verlangt stürmisch nach größeren Rechten; Und der verwegenste von allen, der Berliner Arbeiter, läßt sich Goethe-Vorträge halten und hat vor kurzem eine würdige Goethe-Feier veranstaltet. Dasselbe haben die socialdemokratischen Arbeiter in Frankfurt gethan! Die Frauenemancipation rankt sich an ihm empor, der eine Dorothea schuf, die mit

kräftiger Hand einen frechen Angreifer niederstößt; bei dem die klugverständigen Frauen, eine Therese, eine Natalie allezeit den Preis gewinnen, wie holdselig er auch eine Mignon schildern mag! Die nach selbständiger Stellung ringenden Frauen berufen sich auf ihn, der ausgesprochen hat, das sei die beste Frau, die im Nothfall den Kindern den Vater ersetzen könne! — Jede Wissenschaft nimmt ihn als Bahnbrecher für sich in Anspruch, und wenn seine Farbenlehre als Ganzes keine Anerkennung gefunden hat, so wird sie doch gerade jetzt in vielen Einzelheiten hochgeschätzt. Die Goethe-Gesellschaft ist über die ganze Erde verbreitet, und ein neues Goethe-Jahrbuch wird als frohes Ereigniß begrüßt. —

Was er dem Einzelnen ist, davon will ich nicht reden. Jeder, der seines Geistes einen Hauch verspürt hat, weiß selbst am besten, wie am ernstesten und frohesten Tag ein kraft- und schönheitleuchtendes Goethewort die Seele bewegt, wie es tröstet, beruhigt, anspornt und erquickt! — Aber interessant müßte das Ergebniß sein, wenn es eine Statistik gäbe, die ergründen könnte, wie stark er auch die beeinflusst hat, die seinen Namen kaum kennen!

Das erschließt uns die Aussicht in das kommende Jahrhundert und die fernste Zukunft. Wenn nach Jahrtausenden die strengen Gesetze der Vergänglichkeit unserer heutigen Cultur ein Ende bereitet haben, wenn sie es forderten, daß die politische Mission der europäischen Völker erfüllt sei, und statt dessen die braunen Bewohner der Heimath von Goethes „Parialegenden“ oder die gelben Söhne des Himmels Europa überslutheten, wie einst die Germanen Rom, selbst dann würden nach eben denselben ewigen Weltgesetzen, die das höchste Geistesgut eines Volkes nicht untergehen lassen, Goethes Dichtungen noch dauern, wie die Schöpfungen Homers und Aeschylus', und unter den Barbaren das helle Licht der Humanität und Schönheit immer neu entzünden! Kein Geheimniß bleibe das!

Musendichtung

zur

Goethe=feier am 7. (19.) November 1899.

Zusammengestellt von

Burchard und Erich von Schrenck.

Gestalten.

Genius	Wilhelm Baum.
Goethes Muse	frl. Hildegard Gaehgens.
Schillers Muse	frl. Constance von Berg.
Wielands Muse	frl. Luise Clapier de Colongue.
Herders Muse	frl. Martha von Sticinsky.

Scene: ein Lorbeerhain.

Im Hintergrunde steht, von Grün umgeben, Goethe's Büste.
Zu jeder Seite derselben stellen sich zwei Musen, in die Mitte tritt
der Genius.

Genius.

Festespfade zu bereiten,
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius schöner Zeiten,
Prangend in der Dichtung Flor.
Und ich ruf' dem Chor der Geister,
Der im lauten Treiben schweigt,
Doch erkennend seinen Meister,
Willige Gehorschaft zeigt.

Meinem Winke folget gerne,
Was sich scheu dem Tag verschließt,
Doch beim stillen Glanz der Sterne
Reinsten Liederstrom ergießt.
Sanftes flüstern, tiefes Rauschen
Dringt an euer horchend Ohr,
Wollt dem Geistergruß ihr lauschen,
Den ich heut' heraufbeschwor?

Heut', wo treuestes Gedenken
Dankbar=freudig sich beeilt,
Sinn und Blick hinanzulenken
Zu den Höh'n, da er geweiht;
Der, in Dichters Reichen waltend,
Liebte thätigsten Beruf,
Und „gestaltend, umgestaltend“,
Neue Geisteswelten schuf.

folgt mir denn, mit leisem Schritte,
In der Ilme lieblich Thal.
Sieh', in schatt'gen Haines Mitte
Wie belebt sich's auf einmal!

(Goethe.)
Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab, das Thal entlang,
Da erklingt es, wie von Flügeln,
Da bewegt sich's, wie Gesang!

Wie mit lustigem Gefieder
Wandervogel schwebend ziehn,
füllen leichtbeschwingte Lieder
Busch und Thal mit Melodien.
Was in Schlummer längst gebettet
Sah in langer Zeiten Lauf,
Steigt, an's Licht emporgerettet,
Jugendkräftig neu herauf.

Wandeln seht ihr die Gestalten,
Die einst krönten diesen Ort,
Seht auf's Neue wirken, walten
Großer Zeugen großes Wort.
Aus dem Kranze edler Geister
Hebt ein Haupt sich, lichtverklärt,
Allbeherrschend, Führer, Meister,
Heiter=milde, höchst verehrt.

Goethe, den zu reinsten Klängen
Deine Muse fromm geweiht,
Dessen göttlichen Gesängen
Sie geschenkt Unsterblichkeit!
Zauberkräfte zu ergründen,
Die durch Deine Lieder ziehn,
(zu Goethe's Muse sich wendend)
Mög' uns Deine Muse künden,
Was dem Dichter ward verlehnt.

Goethe's Muse.

(Goethe.)
Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Istes der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt,
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernstestn Sinne glüh'n?
Wer schüttet alle schönen Frühlingtblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer slicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Genius.

(Schiller.)

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Goethe's Muse.

(Martin Greif.)

Schreitet dem schwachen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,

Nimmer vergessen
Werden die Jüge,
Denen die Gottheit
Sprache verlieh'n.

Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhob'nen
Leier im Arm.

Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken,
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.

Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder in's Land.

Freudig vernimmt sie,
Himmliches ahnend,
Dankbar im Volke
Jegliches Ohr.

Ihn zum Vertrauten
Wählt sich das junge,
Rosenumbuschte,
Liebende Paar,

Ihn zum Gefährten
Wählt sich das stille,
Schicksalgeprüfte
Einsame Herz.

Gleich wie ein Sternbild
Ueber der Irdischen
Scheitel heraufzieht,
Allen ein Freund,

Also erscheint er
Mitten im Wirrsal
Lebenden Augen,
Tröstlich zu schau'n.

Genius.

Hohem, königlichem Sterne
Hat sich würdig zugesellt
Edler Kreis von Nah und Ferne,
Schaffensfreudig, geisterhell.
So in Weimars heiterm Rahmen
Hell ein Viergestirn erscheint:
Nennt, o Musen, mir die Namen
Die Dir, Goethe, eng vereint.

Wieland's Muse.

(Goethe.)
Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre,
War des Mannes heit're Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel!

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

Herder's Muse.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschichte' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkannte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Urafa, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

Aber, ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß;
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
frisch das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder gab.

Den auch wir den unsern nennen.
Den „Verleiher vieles Guten“,
Als er predigend, lehrend weilte
Hier in unsrer alten Stadt.

(Goethe).

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Hörcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt;
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen
Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.

Schiller's Muse.

Im Feuerflug wird Schiller's Lied und Wort
In fernste Zeiten hell hinübertönen.
Befreiend schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

(Goethe —
mit
kleinen
Varianten.)

Wer fühlt sich nicht von seiner Kraft bezwungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

So bleibt er uns, der vor so vielen Jahren —
fast hundert sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Genius.

freudig lausch' ich eurem Kreise,
Musen, Goethe treu verschwistert,
Wie er selbst, nach seiner Weise,
Wort und Spruch euch zugeflüstert.
Nahet nun in geweihter Runde,
Nahet auf eures Liedes Schwingen,
In so festlich hoher Stunde
Huldigung ihm darzubringen.

Wieland's Muse.

(Wieland.)

Auf einmal stand in unserer Mitte
 Ein Zauberer! Aber denke nicht,
 Er kam mit unglückschwangerem Gesicht,
 Auf einem Drachen angeritten.
 Ein schöner Herrenmeister es war,
 Mit einem schwarzen Augenpaar,
 Zaubernden Augen voll Götterblicken,
 Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken,
 So trat er unter uns, herrlich und hehr,
 Ein echter Geisterkönig, daher!
 Und Niemand fragte: wer ist denn der?
 Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
 Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
 Durch alle uns're Adern rinnen.
 So hat sich nie in Gottes Welt
 Ein Menschensohn uns dargestellt,
 Der alle Güte und alle Gewalt
 Der Menschheit so in sich vereinigt!
 So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
 Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
 Der, unzerdrückt von ihrer Last,
 So mächtig alle Natur umfaßt,
 So tief in jedes Wesen sich gräbt,
 Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zauberer sein!
 Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
 Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
 Und wieder Augenblicke so reich,
 An innerem Werthe Tagen gleich!
 Was macht er nicht aus unsern Seelen?
 Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
 Wer kann so lieblich ängsten und quälen,

In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn,
Uns selbst verborgen, im Dunklen schliefen?

O welche Geschichte, welche Scenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähten nicht, zu hören, zu sehn,
Wir sahn. Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönern!
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug für Zug so treu?
Doch wie, was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben,
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz Es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Carricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zauberers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpft plötzlich dem satten Blick
Und kam in and'rer Gestalt zurück.
Sieß neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,

Schiller's Muse.

(Schiller — mit Selig, welchen die Götter, die gnädigen,
kleinen Varianten.) vor der Geburt schon

Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches ist Dir gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind Dir die Schläfe bekränzt.
Dir ist, eh' Du es lebstest, das volle Leben gerechnet,
Eh' Du die Mühe bestand'st, hast Du die Charis erlangt.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen
und Götter

Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefällt, um das slicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Und wer wollte der Schönheit zürnen, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!
Sie soll die Glückliche sein; wir schaun sie, wir sind
die Beglückten!

Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie uns.
Freu'n wir uns doch, daß die Gabe des Lieds vom
Himmel herabkommt,

Daß Du Sänger uns singst, was Dich die Muse gelehrt!
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.
Wiederholen kann zwar der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur.
O so wandle denn hin in deiner göttlichen Schönheit!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von Dir!

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was Du thust, was Dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Nachtwort:
Was Du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der Dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beuget,
Einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt.

Genius.

(Goethe.) Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der
Wahrheit.

(zu Goethe's Muse sich wendend:)

Ihn, Muse, hast dem Dichter zugetragen,
Den wir als Götterboten strahlend seh'n —

(Goethe.) So kann die Spur von seinen Erdetagen
Nicht in Neonen untergehn.

Goethe's Muse.

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch folg' aus folge neue Kraft;
Denn die Besinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Genius.

Und ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

(Bei einfallender Musik verschwinden die Gestalten.)



Goethe = Festspiel.

Zusammengestellt

von

Berta Noelting.

Dargestellt am 21. Oktober (2. November) und am
22. November (4. December) 1899.



Personen:

(Die Darstellenden der zweiten Aufführung sind genannt).

Goethe (70 Jahr alt)	Herr P. Beck.
Friederike Brion	frl. Constance von Berg.
Charlotte Buff	„ Magda Erhardt.
Elisabeth Schönemann	„ Isa von Sticinsky.
Charlotte von Stein	„ Martha von Sticinsky.
Christiane Vulpius	„ Ella Meyer.
Marianne von Willemer	„ Elly Korth.

Adelheid von Walldorf — frl. Baumgarten; Mignon — frl. Hellmann;
Gretchen — frl. Tatter; Dorothea — frl. Ruez; Leonore von Este
— frl. Berent; Leonore Sanvitale — frl. Ovander; Iphigenie —
frl. Normann.

Klavierbegleitung: Fräulein Barth.

Scene: Goethes Garten in Weimar.

Prolog (gesprochen von der Schauspielerin, Fräulein Helene Normann).

Im Alter schau'n wir, wie in einem Spiegel,
Licht die Vergangenheit!

Dann wachsen unsrer Seele Adlerflügel,
Sie tragen uns so weit!

Der Herrliche, im Winter seines Lebens
Sah oft mit heiterm Blick

In jene Zeit des Ringens und des Strebens
Der Lieb und Lust zurück!

Die Frauen, die, ein Kranz von frischen Blüthen,
Sein Leben reich geschmückt,

Die er geliebt und die für ihn erglühten,
Er sah sie still beglückt!

Voran des Pfarrers Kind im Glanz der Jugend,

Das edle, schlicht und traut,

Und dann, im Schmuck der Häuslichkeit und Tugend,

Des freundes junge Braut!

Die dem Verlobten stete Treu gehalten,

Und die, im weißen Kleid

Mit rosa Schleifen, nimmer zu veralten,

Lebt in Unsterblichkeit!

Die holde Lili, seine liebste Liebe,

Die er, wie schwer! vermiszt!

Von ihm geliebt mit dem allmächtgen Triebe,

Der nimmermehr vergift!

Und neuerjüngt, befreit von Haß und Weiden,

So groß wie einst und rein,

Die sich von ihm gelöst mit bitterm Leiden,

Die Freundin, Frau von Stein!

Die Blume, die im Stillen für ihn blühte,

Die er am Wege fand,

Voll treuer Häuslichkeit und frischer Güte

Und ewig sich verband!

Zuletzt die Lebende, die Kluge, Warme,
Suleikas schönes Bild,
Die sehnlich nach dem Freunde reckt die Arme,
Dem Freunde hehr und mild.
 Und wie sie zu ihm reden, sanft und leise
 Mit seinem eignen Laut,
 Da hat er in dem lust'gen Geisterkreise
 Noch Schöneres geschaut:

Die Frauen, die durch seine Dichtung schreiten
In Liebesmajestät!
Und ihre Erdenchweftern stolz begleiten,
Solang die Erde noch in ihren Bahnen geht!

(Musik.)

Goethe (tritt sinnend auf).

(Goethe.)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt,
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert!

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf:
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang,
Mein Leid ertönt der unbekanntten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

(Er setzt sich auf eine Gartenbank und schlummert ein. Glocken läuten in der Ferne.)

Friederike (tritt auf).

Es war ein goldner Morgen, ein Morgen so wie heut,
Zur Sonntagsfeier rief uns der Glocken sanft Geläut!
Da schritt an meiner Seite der Jüngling wunderbar,
Die Glut und Kraft der Sonne im dunklen Augenpaar!
Und flammenworte flossen von seinem frischen Mund
Und thaten ein Geheimniß, das seligste, mir kund!
O Tag, so reich an Wonnen, o Tag der Zauberpracht!
Wie bist du schnell versunken! Wie dunkel war die Nacht!
Und doch mit reinstem Schimmer hast du mein Herz erhellet,
Daß ich dich nimmer tauschte um alles Glück der Welt!
Ich habe ihn gesegnet viel tausend, tausendmal,
Den mir der Herr gesendet in's grüne Elsaßthal!
Er hob nach kurzer Ruhe das mächt'ge Flügelpaar
Und schwang sich in die Lüfte, ein königlicher Aar!

Ich sah ihm nach und wußte, daß ich für ewig sein
Und hegte sein Gedächtniß im tiefsten Herzensschrein!
Und diese meine Lippen, von seinem Kuß geweiht,
Ich trage sie hinüber rein in die Ewigkeit!

(Ab).

(Sanfte Musik, jedesmal beim Kommen und Gehen der Erscheinungen.)

L o t t e (tritt auf).

(Nach Goethe.)

Noch einmal wagt mein frühgeliebter Schatten
Hervor sich an das Tageslicht,
Begegnet Dir auf neubeklünten Matten,
Und seinen Unblick scheust Du nicht!
Dir ist, als ob Du lebstest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages frohwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt.
Zum Scheiden, stolz wie sie, auch Du erkoren,
Hast Du die Niegewonnene verloren.

Der Götter Liebling, war es Dir beschieden,
Der Liebe Qual, die heiße Leidenschaft,
Und alles, was der Jugend Herz hienieden
Im Innersten ergreift mit wilder Kraft,
Zu singen in unsterblich reinen Tönen
Und aufzulösen in das Reich des Schönen!

(Ab).

L i l i (tritt auf).

(Nach Goethe.)

Deine Lili war so lang
All' Dein Glück und all Dein Sang,
Ward dann, ach, Dein Schmerz! Und doch
All' Dein Sang blieb sie noch!

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets mein Bild Dir nah!
In lichten Wolken sahst Du's um Dich wehen,
Im Herzen war Dir's da!

Du fühltest tief, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!

(Ab.)

Charlotte von Stein (tritt auf).

(Goethe.)

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur in einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hattest Du in deinen besten Stunden
In mir entdeckt und es für Dich gefunden!

(Ab.)

Christiane (tritt auf).

(Nach Goethe.)

Wohl ist mir, daß Du mich nie verkannt,
Daß Du gleich mich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Hast ein wahres, gutes Kind genannt.

Liebend hab' ich Dir mein Herz ergeben,
Als Dein treues Weib für's ganze Leben!
Eine Blume blühend Dir am Herzen
Theilt ich Deine Freuden, Deine Schmerzen!
Und wie ist Dein Lied so hold erklingen,
Das Du mir und unsrem Glück gesungen!

(Goethe.)

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

(Ab.)

Marianne von Willemer (tritt auf.)

(Marianne von Willemer.)

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.
Doch dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.
Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid, ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen.
Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

(Ab.)

(Unter sanfter Musikkbegleitung und mit stummem Spiel treten Frauengestalten aus Goethes Dichtung auf, von Iphigenie herbeigewinkt: Gretchen, Adelheid, Mignon, die beiden Leonoren, Dorothea. Sie gesellen sich zu den in ähnlicher Art auftretenden historischen Frauengestalten zu malerischer Gruppierung um den Dichter.)

Alle (im Chor).

(Goethe).

Was Du in Deinen reinsten Stunden
Aus Deinem innern Selbst empfunden
Mit Maaß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem, innerm Fleiß vollbracht,
Das lebt durch ungemessne Zeit!
Genieße der Unsterblichkeit!

Iphigenie (den Lorbeerkranz aus Leonorens Händen nehmend
und den Dichter krönend)

Zum Augenblicke darfst Du sagen:
Verweile doch, Du bist so schön!

Alle (im Chor).

Es kann die Spur von deinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

(Lebendes Bild.)



II.

Festberichte.

Es mag auffallend erscheinen, daß keine einzige von den Feiern, über die nun berichtet werden soll, am richtigen Tage, am 16. (28.) August 1899 stattgefunden hat. Aber das erklärt sich daraus, daß dieser Tag noch fast in die Sommerferien fiel, mithin eine gründliche Festvorbereitung und eine rege Betheiligung ausgeschlossen erscheinen mußten. Die Folge ist gewesen, daß es sich nicht nur um einen Goethe-Tag, sondern um ein Goethe-Semester gehandelt hat.

Die Reihe der Feiern eröffnete unser Stadttheater, wo am 28. August (9. September) der „Egmont“ über die Bretter ging, nachdem Herr Theater-Direktor Treutler Goethes „Zueignung“ wirkungsvoll deklamirt hatte.

Es folgten die andern Feiern.

1.

Die Goethe=feier

des

Discutirabends im Gewerbeverein

am 30. September (12. Oktober) 1899.

(Aus dem „Rigaer Tageblatt“ Nr. 222, vom 2. (14.) Oktbr. 1899. Gefürzt

Bis auf den letzten Platz war der große Concertsaal im Gewerbeverein gefüllt, wo der Discutirabend den Manen des großen Deutschen seine Huldigung darbrachte. An allen Orten, wo, wie in der Mitte des Discutirabends, allen kleinen und großen Fragen der materiellen und geistigen Lebensbedingungen des Kosmos in gleicher Weise das Recht, gehört und behandelt zu werden, zugestanden wird, ist es ein Bedürfniß und eine Ehrenpflicht gewesen, dankbar des 150. Geburtstages dieses Großen zu gedenken, der, mit getreuer, nie ermüdender, sorgsamer Aufmerksamkeit allen Erscheinungen des Universums folgend, dieses in seiner Großheit und Mannigfaltigkeit dem Gemüths- und Verstandesleben der Menschheit nahe brachte. Wenn der Discutirabend daher jemals einem Manne zu Ehren eine Gedächtnißfeier veranstaltete, so hat er nie einen Würdigeren finden können, als den Olympier, dessen Büste von der mit Palmen und Lorbeer geschmückten Bühne des Saales herableuchtete.

Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden trat Fräulein Berta Noelting auf das Katheder, um in fein durchgearbeitetem und vollendet gesprochenem Vortrage der Bedeutung des Tages gerecht zu werden. Das Thema ihrer Erörterung lautete: „Goethes Parialegenden“ (s. den Abdruck oben S. 23).

Nach einer Pause redete dann der Dichterheros selbst in der ersten Scene zum zweiten Theil des „Faust“ mit mächtigem Wort zu der Versammlung. Herr Redacteur U. Müller sprach den Text, den Herr Capellmeister C. Waack mit der Musik zum „Faust“ von Ed. Lassen begleitete.

Die darauf zur Verhandlung kommenden Fragen hatten ebenfalls Bezug auf den großen Helden des Tages: Woher kommt es, daß erst in neuerer Zeit Interesse und Verständniß für Goethe in die sog. „weiteren Kreise“ dringt? In der Discussion wurde bemerkt, daß Goethe schon bei seiner Mitwelt die lebhafteste Aufmerksamkeit und begeisterte Anerkennung gefunden habe, die weitere Verbreitung seiner Werke in späterer Zeit sei der Entwicklung des Buchhandels zu danken, der nach Ablauf des Cottaschen Monopols unzählige billige Ausgaben veranstaltet habe. Die Wirkung Goethes lasse sich aber nicht allein an der Verbreitung und Kenntniß seiner Werke ermessen; ein überraschendes Bild würde es geben, könnten wir nachweisen, wie weit seine Gedanken indirect und unbewußt zur modernen Geistesbildung beigetragen haben. — In der Discussion der zweiten Frage: Ist Goethe wirklich nicht Patriot gewesen? wurde zur mildernden Erklärung seiner kühlen Stellung gegenüber der großen deutschen Erhebung 1813 auf seine principiell ablehnende Stellung zum Kriege, auf seine Ansichten von der preußisch-österreichischen Frage, auf seine localpatriotische Verwaltungsthätigkeit und auf die Kläglichkeit der damaligen deutschen Kleinstaaterie hingewiesen. — Die letzte Frage lautete: Ist Goethes Urtheil über die Schauspielkunst und die Schauspieler in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ berechtigt? Das scharfe Urtheil, das Goethe in dem erwähnten Werke über die Schauspielkunst fällt, findet theilweise eine Milderung

schon darin, daß Goethe eine einschränkende Bemerkung als fingirter Redacteur den Aufzeichnungen hinzufügt. Des Weiteren wurde betont, daß Goethe als Leiter einer großen modernen Bühne, etwa des Wiener Burgtheaters, mit weniger Bitterkeit geurtheilt hätte, als er es nach seinen Erfahrungen an der Weimarer Kleinstaatsbühne gethan hat.

Den Theilnehmern des Discutirabends wird die Feier gewiß in schöner Erinnerung bleiben.



2.

Die Goethe=feier

in einem

Kreise von Frauen und Jungfrauen

am 21. Oktober (2. November) 1899.



Unter den Gestalten Goethescher Dichtung, die der in Schöpferkraft formende Bildner, mit selbständigem Leben ausgestattet, in die Welt entließ, leuchten im Glanze unvergänglicher Jugend besonders seine Frauengestalten. Oft und nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß Goethe den weiblichen Charakteren seiner Dichtungen ein noch volleres, innigeres, natürlicheres Leben eingehaucht habe, als den männlichen. Nicht Menschenhand, sondern die uner-schöpfliche Natur selbst scheint diese Gebilde hervorgebracht zu haben, die, bei aller individuellen Mannichfaltigkeit, doch wiederum ein typisches Gepräge von größter Einfachheit und Einheitlichkeit tragen. Es mag Wunder nehmen, daß nicht öfter schon die Frauen sich um den geschaart haben, der das geheime Weben ihrer Seelen so wunderbar zu ergründen und in so hoher Naturvollendung darzubilden wußte.

Hier darf nun berichtet werden, daß der überall festlich begangene 150. Geburtstag des Dichters auch einem Kreise von Frauen und Jungfrauen in Riga Anlaß gegeben, den Dichter in den im Leben ihm entgegengetretenen und in der Kunst von ihm dargestellten Frauengestalten zu feiern. Diese Feier, an der sich, mitwirkend und zuschauend, nur Damen betheiligten, und die einen überaus gelungenen Verlauf nahm, wurde am 21. October (2. November) von Frä. B. Noelting für einen geschlossenen Kreis junger und älterer Freundinnen veranstaltet. Die Gäste wurden mit folgenden Worten willkommen geheißen:

Seid mir begrüßt, die ihr so gern gekommen,
 Als dieses Festes Kunde ihr vernommen!
 Ihr werdenden, die ihr zu seinen Füßen
 Mit Andacht lauscht auf seines Geistes Grüßen!
 Ihr Freunde, Kenner seiner Dichterthaten,
 Der Wahrheit und der Schönheit goldne Saaten!
 Willkommen heiß' ich euch in seinem Namen,
 Zu dem schon tausend, tausend Gäste kamen!
 Denn er ist heut der Wirth in diesen Räumen,
 Mit seinen tiefen, reichen Dichterträumen! —
 Zürnst du, Gewaltiger, von jenen Höhen,
 Zu denen wir hinauf in Hoffnung sehen,
 Daß wir mit unsern schwachen Kräften wagen,
 Das Herrlichste dir stammelnd nachzusagen?
 Du zürnest nicht! du weißt, daß wir dich lieben
 Mit unsers Geistes wärmsten, reinsten Trieben,
 Daß wir als Freund und Führer dich verehren
 Zu allen Tagen, sonnigen und schweren!
 Und was wir liebend thun im Drang der Seelen,
 Dem wird ein Hauch von deinem Geist nicht fehlen!

Nach solcher Begrüßung wurde von fünf jungen Mädchen „Das Blümlein Wunder schön“ von Goethe dramatisch dargestellt, woran sich Liedervorträge Goethe'scher Gedichte, wie: „Das Beilchen“, „Damon saß und blies die Flöte“ und anderer angeschlossen. Dann traten einzelne Frauengestalten aus Goethe's Dichtung auf: Gretchen am Spinnrad sprach die Worte: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer“, Mignon als Engel: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ Dorothea trat mit dem Kinde der Nachbarin auf und trug die schöne Partie vor: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung“ u. s. w., und Iphigenie recitirte den herrlichen Anfangsmonolog. Endlich wurde ein Festspiel (den Text s. oben

S. 59) von sieben jungen Mädchen dargestellt, die als Frauengestalten aus Goethes Leben auftraten.

Ein heiteres geselliges Beisammensein mit mannichfachen Reden, Liedervorträgen, einzeln und im Chor, und mit Recitationen hielt danach die erhöhte Stimmung bis zum Schlusse fest. Freude und Begeisterung war der Erfolg des Abends, über dessen harmonischen Verlauf alle einig waren.



3.

Die Goethe=feier

in den

Räumen der Großen Gilde

am 7. (19.) November 1899.



Nachdem am Vorabend im Stadttheater der erste Theil des „Faust“ vor vollbesetztem Hause in ergreifender Darstellung über die Bühne gegangen war, fand sich am 7. (19.) November an alter historischer Stätte, im stattlich hohen Saale der Großen Gilde eine zahlreiche Versammlung ein, um das Gedenkfest zu feiern, das ein Kreis von Goethefreunden, die Herren Rathsherr a. D. R. Baum, G. Keuchel, Dr. M. Treymann, Dr. R. Baron Engelhardt, Redacteur Dr. C. Seraphim, Oberlehrer R. Stavenhagen und B. v. Schrenck, hier veranstaltet hatten. Den Festactus leiteten die Klänge des von Carl Friedrich Zelter componirten Liedes „Der König in Thule“ ein, vorge tragen von der Rigaer Liedertafel. Als der Gesang verhallt war und gleichzeitig der Saal sich verdunkelt hatte, erstrahlte in magischem Licht die in einen dichten Lorbeerhain verwandelte Estrade, aus deren ernstem Grün des Altmeisters Büste hervorleuchtete. Geführt von einem sterngekrönten Genius, erschienen in schimmernder Gewandung vier holde weibliche Gestalten, die Musen der in Weimar vereinten vier großen Dichter, Goethes und Schillers, Herders und Wielands. Vom Genius aufgerufen, feierten in Goetheschen Versen die Musen seiner großen Bahngenosfen ihre Dichter, um dann in deren Worten dem Größten unter ihnen, dem Dichterkönig selbst, ihre Huldigung darzubringen (siehe die „Musedichtung“ oben S. 43). Bei den Schlußworten des Genius fiel ein von Herrn Hans Schmidt geleitetes Soloquartett ein, das in der Brahms'schen Composition die

Schlußverse der Elegie „Alexis und Dora“: „Nun ihr MUSEN genug“ vortrug.

Es folgte der Vortrag des Herrn Dr. M. Treymann: „Goethes Leben in Sturm und Drang“ (siehe oben Seite 3), worauf dann eine Darbietung der Liedertafel, die das von Friedr. Kuhlau componirte Lied „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ sang, den Beschluß des Festactus bildete.

* * *

An die Feier im großen Saale der Gilde schloß sich in den unteren Räumen des Hauses ein von Ernst und Humor belebtes Festbankett, das wohl gegen zweihundert Theilnehmer, Damen und Herren, noch manche Stunde beisammenhielt. Blicken wir im Geiste wiederum auf die bunten Reihen der Gäste an den langen, heiteren Tafeln, so ruft sich uns das schöne „Tischlied“ in Erinnerung, mit dem einst Goethe seinen alten, treuen Freund Zelter zu dessen siebenzigstem Geburtstage (11. December 1828) begrüßte:

Lasset heut am edlen Ort
Ernst und Lust sich mischen,
Geist an Herzen, Ton am Wort
Feierlichst erfrischen!
Froh genießet eurer Lage;
Denn man seht nicht alle Tage
Sich zu solchen Tischen.

Ein bedeutend ernst Geschick
Waltet über's Leben;
Denn es nimmt der Augenblick,
Was die Jahre geben.
Ist so manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich kühn Bestreben.

Doch an Lethes Labetrank
Darf es heut nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Dank
Walte durch die Seelen!
Lasset ew'ge Harmonieen
Bald sich suchen, bald sich fliehen
Und zuletzt vermählen.

Den Versammelten entbot der allverehrte Verfasser des schönen, gedankentiefen Buches „Goethes Religion und Goethes Faust“, Gustav Reuchel, den Festgruß in folgenden Worten:

Hochverehrte Damen und Herren! Mir ward der Auftrag, Ihnen an dieser Stelle einen Festgruß zu unserer Goethe-Feier zu entbieten. Das Unterfangen ist schwierig und nicht ohne Gefahr für mich. Soeben sind noch, begrüßt von den Klängen weihervollen Gesanges, in das Grün kunstreich bereiteten Frühlings die jugendlich holden Erscheinungen der Musen zu uns herabgestiegen und haben uns in schwungvollen Worten höchster Dichtung und in sinnigem Zwiegespräch mit dem Genius in Weimars goldene Tage versetzt.

Ist da noch ein einfaches Menschenwort und ist es hier vor gedeckter Tafel noch am Platz? Muß ich nicht fürchten, von Ihnen abgefertigt zu werden, wie einst der arme Famulus Wagner vom Faust:

„Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle uns umgah, ertönen?“

Aber, herabgestiegen aus dem Himmel dort oben zu den irdischen Genüssen hier unten sind wir nun einmal, und wenn ich Sie bitte und es Ihnen gelingt, Ihr Empfinden dementisprechend herabzustimmen, vielleicht läßt sich auch für unsere Festtafel Dichterweihe finden. Ich denke, ich rufe mir hierzu Goethe's Göttin zu Hilfe. In jugendlichem, wechsel-

bedürftigem Frohmuth erwählte er sie, und ihr gab er unter den Göttern den höchsten Preis, ihr,

„Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.“

Lassen wir sie heute frei unter uns walten, und sie bringt uns die Dichterweihe herbei.

Als vorhin oben die Musen der Großen von Weimar der Muse des Größten von ihnen huldigten, als sein Lied im Gesange erklang, da sagte ich mir, es müsse fürwahr in diesem 150. Jubeljahr seiner Geburt der Geist des Alten von Weimar durch alle Lande, wo deutsche Zunge erklingt, wandeln und sich der hohen, aller Orten ihm gezollten Verehrung erfreuen, und ich sagte mir, daß er dann auch heute bei uns eingekehrt sei und sich freue, wie auch hier, im rauhen und immer rauher werdenden Norden, sein Hoffnungswort:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn,“
kraftvoll wachsende Bestätigung finde.

Und nun, als die große Versammlung mit Geräusch aufbrach, da sah ich

„Sah ich's oder bildete
Mir der freudig erregte Geist
Solches Erhebende?“

Nein, ich sah's, der Geist Goethe's schwebte voran. Raum aber berührte ihn die kalte, nordische Zugluft, da kehrte er verdrießlich um, und jetzt, seine Muse erblickend, folgte er ihr, mit rasch erheitertem Antlitz, hierher, in unsere traulich erwärmten Räume.

Also, er ist hier! Glauben Sie mir's! Goethe's Geist ist unter uns! Und ist er hier, so ist unsere Festtafel ge-

weiht. Und er geht nicht so bald. Er nicht, der einst an solcher Stätte „himmlisches Behagen“ empfand und auf die Frage:

„Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?“

resolut antwortete:

„Nein, ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.“

Noch vielfach könnt' ich ihn citiren, als höchsten, nicht abzuweisenden Zeugen für unser Aller Recht zur Festfreude und für mein Recht, Sie hier zu begrüßen; aber ich habe keine Zeit. Wer sich einmal ins Gebiet der Visionen verliert, der kommt so leicht nicht los. Ich habe von dorthier noch Anderes zu melden und nicht bloß unsere Festtafel in Schutz zu nehmen.

Schon dort oben schien mir's, als blicke, schalkhaft lächelnd, durch das Grün noch ein musenhaftes Wesen; und richtig, bevor ich hier eintrat, stand sie neben mir und bat mich schelmisch, ihr Zutritt zu verschaffen und sie in Schutz zu nehmen. Sie sei Terpsichore und komme — nicht als wilde Ballmuse, die vom Abend bis in den lichten Morgen durch die Säle rast, sondern als Muse der heiteren, schwebenden, rhythmischen Bewegung, der die Jugend unwiderstehlich folgt, wenn der Rhythmus der Musik sie lockt. Sie habe zwar die Harmlosigkeit ihres heutigen Naturells deutlich kund gethan, dennoch aber mißbilligende Aeußerungen vernommen, daß man hier mit Schmausen und nun gar mit Tanz Goethe feiern wolle, und dies habe sie befangen und zur Schutzfliehenden gemacht. Mich tief verbeugend, öffnete ich ihr rasch die Thür. Des Schutzes bedürfe sie nicht, meinte ich, sie erblicke ja reichen Jugendflor, der werde sein Recht wahren und, von ihr gelockt, mit Begeisterung folgen, denn Goethe's

Warnung, die der Muse wie der Göttin gelte, sei hier bekannt und werde respektirt:

„Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige“.

Dichter, Göttin und Muse hätten wir nun zur Weihe unseres Festes. Ein Schlimmes aber sehe ich voraus. Wenn die Jugend der Musik folgt, folgen Dichter, Göttin und Muse der Jugend. Das ist ihre Art. Was thun wir Aelteren und wir Alten, denen die Tanzlust längst vergangen, dann allein hier an unserer Festtafel? Mindestens einen Weihepruch, gleichsam ein Motto für unsere fernere Stimmung muß ich finden, denn mein Festgruß soll ja Allen hier geboten werden.

Im vergangenen Sommer spielte mir ein glücklicher Zufall sechs alte, kleine, vergilbte Bändchen in die Hand. Sie enthielten den Briefwechsel zweier Greise: Goethe's und Zelter's. Mich hat selten etwas so traulich berührt, als dieses, von stetig wachsendem Freundschaftsgefühl getragene Zwiegespräch zweier echter Künstlernaturen. In alle Tiefen und auf alle Höhen ihrer Kunst begleiten sie sich gegenseitig unter stetig bekundetem sympathischstem Verständniß, und Alles in Freud' und Leid des Alltagslebens und -wirkens theilen sie sich in gleicher Weise mit. In tiefster Verehrung blickt Zelter zu dem großen Freunde auf, aber auch Goethe empfängt alle Compositionen, mit denen Zelter unermüdet sein dichterisches Schaffen begleitet, mit so innigem, von wärmster Anerkennung zeugendem Dank, daß ich den unterschiedenen Eindruck empfangen habe, er halte Zelter für den am Reinsten in das Verständniß seines Dichterwesens eingedrungenen Componisten, und deshalb sei er ihm der liebste.

Unter den Festtagen des Jahres stand Zelter der 28. August augenscheinlich obenan. Dann sammelte er

seine Liedertäfler, besonders gern auch die Mitglieder seiner Studentenliedertafel um sich, und jubelnd wurde der Geburtstag des großen Dichters gefeiert. Um recht festlich den Geburtstagsgruß nach Weimar zu übermitteln, fattelte dann wohl Zelter auch seinen eigenen Pegasus. Da aber das Götterroß sich unter Zelter's Zügel etwas widerspenstig gebärdete, so gelangte gar häufig ein Mischvers nach Weimar, in dem dann Goethe wohl zur Hälfte das Seinige wiedererkennen konnte. Vor 70 Jahren, zu Goethe's achtzigstem Geburtstag lautete der Mischvers so:

„Will mich freun der Jugendschranke,
Glaube weit, eng der Gedanke,
Will mir selber Wein einschenken,
Heil'ger Hafiz, dein gedenken.“

Lassen Sie sich diesen Zelter'schen Vers als Weihe-
spruch, als Stimmungsmotto gefallen. Schließend will ich
nur noch eine kleine Goethe'sche Zauberformel hinzufügen.
Er muß ihr bedeutende Kraft zugesprochen haben, denn ein
großer Theil seiner Briefe an Zelter schließt mit ihr. Und
ich meine, wenn wir sie heute auf Zelter's eigene Verse:

„Will mir selber Wein einschenken,
Heil'ger Hafiz, dein gedenken“

anwenden und sie richtig auslegen, so werden auch wir ihre
Kraft empfinden. Die Zauberformel lautet:

„Und so fortan!“

Als zweiter Tischredner erhob sich der Dichter Rudolf
Seuberlich. Die Muse des leichten Humors war es,
die ihn, wie so oft, auch dieses Mal freundlich besucht
hatte und ihm zu allgemeiner Ergözung solche Worte in
den Mund legte:

Geehrte Herrn und hochverehrte Damen!

Als armer Sünder stehe ich vor Ihnen und muß um Verzeihung und Nachsicht bitten, denn — ich habe ein Versprechen gegeben, welches ich heute leider nur halb einlösen kann. Als die Herren Baum und Keuchel vor einigen Wochen mich aufforderten, einen Vortrag in Versen für die geplante Goethefeier zu übernehmen, erklärte ich mich leichtsinnigerweise sogleich bereit dazu und acceptirte auch das vorgeschlagene Thema: Goethe und die Geselligkeit.

In einem gelinden Anfall von Größenwahn glaubte ich, diese Aufgabe mit Leichtigkeit lösen zu können. Ich dachte: Goethe liebe ich; die Geselligkeit liebe ich auch, — folglich wird sich die Sache ganz von selber machen. Ich brauche nur darauf zu warten, daß die richtige Stimmung und die nöthige Eingebung über mich käme.

Ich wartete recht lange, aber die Eingebung kam nicht und meine Stimmung ward täglich schlechter. — Zuletzt wurde mir die Sache unheimlich, und da nichts von selber kam, beschloß ich, den Versuch zu machen, meine Stimmung durch Goethe selbst, d. i. durch seine Werke zu verbessern. — Auf gut Glück schlug ich „Goethes Gedichte“ auf, und fing an zu lesen. — — —

Wie viel Schönes fand ich da wieder! Wie viel halb Vergessenes, — ja, wie viel früher nur halb Verstandenes! Der ganze Zauber Goethe'scher Poesie nahm mich wieder so völlig gefangen, daß ich darüber meine Aufgabe ganz vergaß.

Ich las und las und merkte es kaum, daß Mitternacht längst vorüber war!

Erst als ich zuletzt an den Abschnitt „Gesellige Lieder“ kam, erinnerte ich mich wieder an den Zweck meiner Lectüre.

Da war ja das bekannte schöne Tischlied:

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?“

Ich sann darüber nach, ob sich das nicht zu meinem Vortrag verwerthen ließe — — — da! — plötzlich! klopste es an die Thür.

„Herein!“ rufe ich, und herein tritt — Goethe!! — Stellen Sie sich vor, meine Damen und Herren, — der richtige Goethe! — Schreck und Staunen über diese seltsame Erscheinung müssen wohl deutlich auf meinem Antlitz zu lesen gewesen sein, denn Goethe sagte mit einem feinen ironischen Lächeln: „Ei, ei, mein Lieber, Sie scheinen ja völlig entsetzt zu sein über meinen Anblick. Ich hätte geglaubt, Sie wären längst daran gewöhnt, mit Geistern umzugehn“. —

„Das wohl, Excellenz“, erwiderte ich verlegen — „allein, so große Geister sind mir noch nicht begegnet, und daß Sie, Excellenz, sich persönlich herbemühen, und daß gerade mir solche Ehre zu Theil wird, — das — das —“

Doch Goethe unterbrach mich: „Ach Gott, machen Sie doch keine Floskeln, sondern lassen Sie uns gemüthlich miteinander reden. Ach! ich sehe, Sie studiren sogar meine Gedichte?! Das thun die modernen Menschen selten. Sie scheinen ja ein ganz vernünftiger Mann zu sein! Aber was ist denn das?“ — und dabei wies er auf den weißen Bogen, auf welchem in großen Buchstaben die Ueberschrift stand: Goethe und die Geselligkeit. „Was machen Sie denn da, mein lieber Colleague?“

Ja! — lieber Colleague — so sagte der Große Goethe! Wissen Sie, meine Damen und Herren, dieses Wort hob meine Seele gewissermaßen mit einem hörbaren Ruck in höhere Regionen; mein Herz schwoll vor Seligkeit, mein Geist stand in Flammen. Ich kam mir vor wie ein Glüh-

licht, das, zum ersten Mal vom elektrischen Strom getroffen, plötzlich strahlt und leuchtet, und alle Furcht, alle Befangenheit vor dem großen Mann war verschwunden. Ich erzählte ihm von der geplanten Goethe-Feier und von meiner Aufgabe dabei, und schalt zuletzt weidlich auf die Rigenjer, die den 150. Geburtstag Goethes vorbeigehn ließen, ohne diesen großen Tag in würdiger Weise zu feiern.

„Erlauben Sie“, sagte Goethe, „Ihr Stadttheater hat doch den Egmont gegeben, und Direktor Treutler hat als Prolog mein Gedicht „Zueignung“ sehr schön declamirt! Kennen Sie das eine unwürdige Feier? Oder sollten Sie meinen, daß die Rigaschen Dichter bessere Theaterstücke schreiben und schönere Prologe dichten können?“

„Ach, ich bitte Sie, Excellenz, davon kann doch gar keine Rede sein. —“

„Na also“, unterbrach mich Goethe, „dann seien Sie doch zufrieden! Was verlangen Sie überhaupt von Ihrer Vaterstadt? Sie haben mir selber erzählt, daß dort sogar die Bäume mein Lob verkünden und die Keuchel von mir reden.“

„Entschuldigen Sie, Excellenz, es war nur ein Baum und ein Keuchel, und diese kommen mit der Feier auch zu spät“. — „Einerlei“, fuhr Goethe fort „man sieht doch daraus, daß ich etwas bei Euch gelte. — Wie weit sind Sie mit Ihrem Vortrag gekommen?“ — Ich zeigte ihm das leere Blatt Papier: „Keine Zeile noch! Ich habe nur die Ueberschrift: Goethe und die Geselligkeit. Aber sagen Sie selbst, Excellenz, um dieses Thema zu erschöpfen, müßte man ein Buch schreiben. In einem kurzen Gedicht kann man es nicht behandeln. Nein! Man verlangt Unmögliches von mir! — O Excellenz“ — rief ich, einer plötzlichen Eingebung folgend — „wenn Sie selbst mir helfen könnten, wenn Sie selbst mir ein Gedicht über dieses Thema dictiren wollten!“

Goethe lächelte vergnügt und sah mitleidig auf mich

herab: „Sie stellen sich die Sache zu schwierig vor. Verehrtester, aber freilich, — wenn ich Ihnen selber ein Gedicht dictirte, würde das sicher Effect machen. Nun wohl! — bitte — schreiben Sie!“

Und nun dictirte mir Goethe ein Gedicht, das ich in fieberhafter Erregung niederschrieb und das mich so begeisterte, daß ich nach dem letzten Vers stürmisch aufstand, um Goethe zu umarmen. Aber! — kein Goethe mehr war zu sehen! — — Ich rieb mir die Augen! Hatte ich geträumt?! Wo war das Gedicht?! — Ich ging zurück zum Schreibtisch; — aber ach! mein Tintenfaß war umgestürzt, und auf dem Papierbogen starzte mir, anstatt des herrlichen Gedichts, ein großer, schwarzer See entgegen!! — —

Freilich bemühte ich mich, aus dem Gedächtniß das Gedicht sofort wieder niederzuschreiben; aber ich fürchte sehr, daß es ursprünglich ganz anders war. Es klingt mir gar nicht mehr nach Goethe, und gefällt mir jetzt überhaupt so wenig, daß ich Sie gern damit verschonen möchte. —

Soll ich wirklich vorlesen? — — —

Auf allgemeines lebhaftes Verlangen verlas nun der Redner folgendes Gedicht:

Fragt Ihr, was Geselligkeit
Mir vermocht zu geben,
Sag ich Euch in Schnelligkeit:
Fast das ganze Leben!

Ja, vielleicht ließ sie allein
Mich zum Dichter werden;
Denn mit Menschen Mensch zu sein,
Lehrt erst sie auf Erden.

Ohne sie hätt' unsre Welt
Längst veröden müssen;
Wo kein Pärchen sich gesellt,
Lernt man auch nicht küssen!

Ohne sie gäb's bald genug
Nur noch Erphilister;
Weise machen uns und klug
Erst der Welt Geschwister.

Wohl kann man in Einsamkeit
Großes sich ersinnen;
Doch erst durch Gemeinsamkeit
Kann es Werth gewinnen.

Wo ein Funke einzeln glüht
Bricht er leicht zusammen,
Und ein Geist, der Funken sprüht,
Zeugt noch keine Flammen!

Erst wo in Geselligkeit
Geist zum Geist sich findet,
Giebt es Flammenhelligkeit,
Wo ein Funke zündet.

Darum pries ich allezeit
Redliche Gefellen,
Die sich in Gemeinsamkeit
Ihre Welt erhellen.

Und wo froh der Becher kreist
Und sich Geister regen,
Spend ich heute noch im Geist
Allen meinen Segen.

Aber Euch, die Ihr vereint
Tafelt mir zu Ehren,
Euch will ich, als alter Freund,
Dieses Lied bescheeren.

Solang' Euch mein Geist gefällt,
Bleib' ich Euch Gespiele;
Denn das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Die dritte Tischrede wurde von Dr. med. Roderich Baron Engelhardt gehalten und lautete also:

Hochgeehrte Festversammlung! Meine Damen!
Meine Herren!

Die freudige Feststimmung, die deutlich ausgeprägt auf Ihrer Aller Gesichtern liegt, ist mir ein Zeugniß dafür, daß das Gedekfest, welches wir heute feiern, kein künstlich gemachtes, sondern ein echt und warm empfundenes ist.

Weder Goethekenner, noch Goetheforscher sind wir, die wir uns heute hier versammelt haben, aber Jeder von uns, der sich dessen rühmt, ein Stück deutscher Cultur sein eigen zu nennen, hat bewußt oder unbewußt zu den Füßen des großen Weimaraners gegessen. Wenn ein Jeder von uns sich die Frage vorlegen wollte: „Was verdankst Du Goethe?“ so würden die Antworten auf diese Frage verschieden genug ausfallen, aber darin würden sie alle den einheitlichen, harmonischen Zug aufweisen, in dem: „ein Stück besten Menschthums, das mir zum eisernen Bestande, oder mindestens zum innigst gehegten Wunsch meiner Persönlichkeit geworden ist.“ Von jenem Bewußtsein aber, ein Stück poetischer Natur sein eigen nennen zu dürfen, müssen jene Männer besonders getragen worden sein, welche als Goetheforscher die reichen Geistesätze des Meisters in landesübliche Münze umprägten. Und wahrlich, nicht an letzter Stelle der langen Reihe deutscher Goetheforscher werden fünf baltische Namen genannt: Victor Hehn, Alexander von Dettingen, Julius Kupffer, Otto Harnack und Gustav Keuchel.

Jene Männer, auf die wir stolz sein dürfen, haben Zeugniß dafür abgelegt, daß das Streben und Sehnen der Besten des deutschen Volkes auch uns nicht fremd sei, sie haben die Fäden mitgesponnen, welche das geistige Leben drüben mit dem unsrigen verknüpfen und hier leise mit

vibriren lassen. Sie haben uns Ehrfurcht gelehrt vor dem Großen. Nicht mit selbstbewußter Kritik sind sie vor den Meister getreten — hier stand diese Kritik still. Das billige Recept, nach welchem der ästhetische Maßstab für die Werthung eines Kunstwerks aus der subjektiven Willkür oder aus starren Principien gewonnen werden konnte — hier verlor es seine todbringende Kraft. Aus der Seele des Kunstwerks stieg der Künstler selbst hervor und zwang den, der sich ihm näherte, in seinen Bann. „Was Dir gefällt, was Du thust, ist Gesetz —“ so durfte Schiller dem Freunde zurufen, bezwungen von der Gewalt seines Geistes. Fürwahr, mit prometheischer Kraft schafft er noch jetzt seine Menschen und formt sie nach seinem Bilde, und wer in das Bereich dieses Dichterhelden tritt, empfindet diese Kraft als Befreiung. Dieses Befreiende haben auch unsere baltischen Goetheforscher empfunden. Ja, es fielen von ihnen die engen Fesseln baltischer Eigenart, sie überschritten die Grenzen, welche starre Tradition ihnen gezogen, und sie eröffneten uns Ausblicke in weite Fernen reicher Möglichkeiten, die bisher nach in blauender Dämmerung lagen.

Dem Befreier Goethe haben sie hier die Wege geebnet — befreiend haben sie gewirkt, darum sei ihnen heute unser Dank gesagt, und dieser Dank klinge aus in ein donnerndes

Unsere baltischen Goetheforscher leben hoch!

Diesen Tischreden schloß sich noch eine Reihe weiterer Toaste an. Oberpastor Emil Kaeßbrandt brachte in zündender Rede das Wohl der theuren baltischen Heimath aus. Rathsherr a. D. Robert Baum feierte in warmen Worten die Große Gilde als ehrwürdige Pflegestätte Alt-Nigaschen Geistes und festen Bürgerfinnes und trank auf ihr ferneres Gedeihen und Wirken und auf das Wohl ihrer Vertreter, denen er herzlichste Dankesworte zurief für das

gastliche Entgegenkommen, mit dem sie die schönen Räume des Hauses der Festfeier geöffnet hatten. Hierauf erhob Landrath Heinrich Baron Tiefenhausen das Glas auf das Wohl der Veranstalter des Festes.

Es folgte dann eine längere poetische Rede des Oberlehrers Hermann Hillner, die die Hörer in den Park von Weimar, vor die natürliche Bühne versetzte, über welche nächtlicher Weile Frauengestalten aus Goethes Leben und Dichtung dahinwandeln, wobei in sinnigen Versen, bald ernst-gemüthvoll, bald schalkhaft-humoristisch, der baltischen Frauen und Jungfrauen gedacht und ihnen das Lob gezollt ward, jenen idealen weiblichen Gestalten nicht unähnlich zu sein. Dorothea wurde gefeiert als das kernige, tüchtige, echt deutsche Mädchen, Lotte — als die Schaffensfreudige und Fürsorgliche, aber auch Lebensfrohe und Frische; Friederike erschien im vollen poetischen Zauber des herzigen, häuslich-trauten Mädchens; Leonore, die Prinzessin, mit ihrem edlen, aller Schönheit und Weisheit erschlossenen Herzen, wandelte vorüber; alle aber schien zu überragen Iphigenie, die ewig-reine, Verwirrung und Lug bannende, durch ihre bloße Gegenwart Vertrauen und Versöhnung wirkende, gottgeweihte Jungfrau. Nachdem endlich noch Elisabeth und Maria, aus dem „Göz von Berlichingen,“ als Musterbilder sich hingebender Frauentreue sich dargestellt, schloß die Dichtung mit folgenden Stenzen:

Zwar sah ich noch viel andere Gestalten —
Auch Klärchen zog vorbei an meinem Blick,
Auch Gretchen kam, doch konnt' ich sie nicht halten,
Sie schwanden wieder in die Nacht zurück.
Doch während mächtig mich des Schicksals Walten
Ergriff, das tiefste Leid, das höchste Glück,
Erblick' ich, bei des jungen Tags Erglühlen
Den Dichter selbst vor seiner Muse knien.

Er schaut empor mit innigem Vertrauen,
Sie hält den Lorbeerkranz in ihrer Hand;
Ich aber rief: „Das also sind die Frauen,
Die Dir ein Gott auf Deinen Weg gesandt,
Uns eine neue, schön're Welt zu bauen,
Uns aufzuthun der Dichtung Wunderland!
So einfach, schlicht ist dieser Frauen Weise!“
„Und so voll Liebe“, sprach der Dichter leise.

Er sprach's, und ich begriff den Sinn der Worte:
„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“
Die Mus' entschwebte durch des Ostens Pforte,
Er aber wandt' zu mir sich und begann:
„Den edlen Frauen all, an welchem Orte
Der weiten Welt du sie auch träfest an,
Bring meinen Geistesgruß.“ — Ich will ihn bringen
Euch, edle Frauen! Laßt die Gläser klingen!

Den Beschluß der Tischreden bildeten einige heitere Worte von Herrn Guido Eckardt, in denen er allen Festgästen den launigen Frohsinn wünschte, der den Spuren des Gottes Bacchus zu folgen liebt, wie einst Rückert sang:

„Becherrand und Lippen
Zwei Korallenklippen,
Dran auch die gescheidtern
Schiffer gerne scheitern.“ —

Die Weihe der Goetheschen Muse, die dem festlichen Beisammensein das Gepräge gab, hatte, neben dem gesprochenen Wort, sich auch auf das geschriebene und gedruckte erstreckt, indem die Tischkarte, die, mit einem Goethebildniß von 1826 nebst Facsimile, jedes Gedeck zierte, in Goetheschen Worten gehalten war. Unter der Aufschrift

„Zur Erinnerung an Goethes 150. Geburtstag“ trug jede Tischkarte ihren eigenen Goethespruch, worauf die Tisch-Ordnung folgte mit dem Goetheschen Motto:

Mit vielem läßt sich schmausen,
Mit wenig läßt sich hausen,
Daß wenig vieles sei,
Schafft nur die Lust herbei.

Nun waren auch die einzelnen Gänge durch Citate aus Goethe bezeichnet, und da vielleicht nicht oft eine Tischkarte so classisch zusammengestellt worden, mag es gestattet sein, hier ihren Inhalt zu verewigen:

1. Gang. Ich wollt, ich wär ein Fisch,
So hurtig und frisch.

2. Gang. Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.

3. Gang. Nun starret Eis — — —

4. Gang. Und gieb ihm eine Tasse voll —
Mit brauner Fluth erfüllt er ihre Höhle.

Nicht fern blieb dem festlichen Mahle auch die edle Musik; natürlich spielte sie an solchem Tage nur Weisen zu Goethe'schen Liedern.

Möge, was an diesem, dem dankbaren Gedächtniß des großen Dichtersfürsten geweihten Abend in Ernst und Frohsinn durch die Seelen ging, willkommenen Nachhall finden in des Dichters eigenen Worten:

„So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt:
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt,
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.“



4.

Die Goethe=feier

zum Besten

des Vereins gegen den Bettel in Riga

am 22. November (4. December) 1899.



Es war eine überaus reichhaltige öffentliche Feier, zu welcher der Verein gegen den Bettel das Publikum in den Saal des Gewerbevereins geladen hatte. Den Eintretenden leuchtete beim Eingang Goethes Spruch: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ entgegen und erinnerte sie an den menschenfreundlichen Zweck, der mit der Feier verbunden war. Für diese selbst kann nicht nur große Mannichfaltigkeit in der Zusammenstellung des Programms, nicht nur eine sehr bedeutende Anzahl von Mitwirkenden, sondern auch ein höchst harmonisches Zusammenarbeiten von Künstlern und Dilettanten bezeichnend genannt werden.

Die Eröffnung bildete folgender Prolog, den Frä. Mary von Saken gedichtet hatte, und den Herr P. Beck sprach:

In ewigem Wechsel
Kommend und gehend,
Fluthen der Menschheit
Geschlechter dahin!
Ein Körnlein Sandes,
Vom Winde getrieben,
Entsteigt der Zeiten
Verborgenem Schoße
Zu kurzem Wallen
Der einzelne Mensch.
Dann weht des Todes
Odem ihn weiter,

Und sein Gedächtniß
Und das seiner Thaten
Versinkt allmählich
In Nacht und Vergessen.

Aber nicht Alle!
Unter der Menge
Ragen gewaltig
Einzelne hehre
Gestalten auf,
Die sich erheben
Ueber die andern,
Wie himmelanstrebende
Bergesgipfel,
Große, Gewaltige,
An Thatkraft Reiche,
Die der Menschheit
Hochragendem Baue
Die Richtung bestimmen
Und so sich selber
Durch Worte und Werke
Ein Denkmal setzen,
Das zu zerstören
Die Zeit nicht vermag!

Der Mehrsten Ginen,
Des Spuren nimmer
Verwehen werden,
So lange auf Erden
Ein Herz noch in Liebe
Und Sehnsucht erglüht,
Und, für sein Fühlen
Nach Ausdruck ringend,
Ihn wonnig findet

Im Sange des Dichters —
Der Hehrsten Einen,
Deß nie vergessen
Die Menschen können,
So lang noch ein einziger,
In heißem Ringen
Ergründen möchte
Die Räthsel des Lebens —
Der Hehrsten Einen,
Den großen Meister,
Den Alten von Weimar,
Dem alle Völker
Reinste Bewundrung
Und Ehrfurcht zollen,
Ihn möchten wir heute
Rühmen und feiern,
Uns sein erfreuend
Und jenes Tages,
Der ihn uns geschenkt!

Und daß sich die Feier
Würdig gestalte,
Sei sie bestritten
Aus dem unendlichen
Schätze, mit dem uns
Seine unsterbliche
Dichtkunst begabt!

Somöge sein Geist denn
Ueber uns walten,
Daß unsre Herzen,
Von seinem Wehen
Auf's tiefste ergriffen,
Zu tönen beginnen

Im Nachhall des feinen,
Uns selber zur Freude,
Ihm aber, dem Einz'gen,
Dem Dichturfürsten
Zu Ehren und Dank!

Die Feier gliederte sich in drei Theile. Im ersten wurde Recitation und Gesang geboten. Herr Direktor Martersteig trug Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere“ vor. Ein Solo-Quartett sang Goethesche Lieder: „Die Nachtigall“ (Musik von Mendelssohn) und das „Haidenröslein“ (Musik von H. Werner). Und ebenfalls Goethesche Dichtungen wurden von einem Frauenchor, den Frau Bodrodt-Kretschy dirimirte, zum Vortrag gebracht, nämlich: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, „Wandlers Nachtlied“ (Musik bei beiden von Schubert) und „Süße Sorgen“ (Musik von S. Rigutini).

Als zweiter Haupttheil gelangte Goethes reizender Einakter „Die Geschwister“ zu packender Darstellung. Es gelang den Spielenden, das warme Gefühl, das diese Dichtung durchweht, in wohlthuender Weise den Zuschauern mitzutheilen. Wilhelm wurde von Herrn Reimer, Marianne von Frä. H. Normann, Fabrice von Herrn P. Beck gegeben.

Der dritte Theil zerfiel in einen musikalischen und einen lyrisch-dramatischen. Der Frauenchor des Crescendo-Vereins sang unter Leitung des Herrn Hans Schmidt vier Canons zu Texten von Goethe und dessen Zeitgenossen (Lessing, Kochly). Die höchst melodiose, klassische Musik des unsterblichen Haydn hatte etwas Fortreisendes, und die Zuhörer konnten sich nicht genug erlaben an den Tönen, die unter Hans Schmidt's kraftvoller Begleitung brausend anschwellen:

„Der Fels, an dem die Wuth der Wogen sich zerschellt,
Bist du, o fester Sinn, der treu den Tapfern hält!“

Lyrisch-dramatisch war das Goethe-Festspiel von Fr. B. Noeltig, das, vor einigen Wochen bereits in einem Privatkreise aufgeführt, nun öffentlich zur Darstellung kam (den Text s. oben S. 59). Es war mit so viel Hingebung und Liebe erfaßt und einstudirt, mit so viel genauer Beobachtung der Eigenheiten und Kostüme der einzelnen Frauengestalten in Scene gesetzt, die Darstellerinnen waren mit solchem Geschick ausgesucht, daß das Stück seine Wirkung auf die Zuschauer nicht verfehlte. Jedermann sah sich nicht nur aufs Beste unterhalten, sondern aufs Lebhafteste in die klassische Zeit versetzt, und nicht wenige betheuert, eine Friederike, eine Christiane hier lebhaft gesehen zu haben. Das Zusammenwirken der Dichterworte, der sanften musikalischen Begleitung, der lieblichen Jungfrauen, des gesammten malerischen Bildes war außerordentlich und von bleibendem Eindruck. Man trug das Bewußtsein davon, manche der Gestalten aus Goethe's Leben von nun an deutlicher erschauen, lebhafter in ihrer Eigenart erkennen zu können. Und kann es einen schöneren Erfolg einer Goethe-Feier geben?



Schlusswort.

Wir sind am Ende unserer Berichte, wenigstens am Ende der Goethe-Feiern dieses Jahres. Für den Januar freilich plant noch der Rigaer deutsche Dichterverein ein Goethe-Fest, und so steht denn das neu anbrechende Jahrhundert wieder unter dem Zeichen des gewaltigen Mannes. Möge das bei uns in Riga in Wahrheit der Fall sein, möge manche neu ergangene Anregung seines Geistes Leben und That erzeugen! „Und so fortan!“

Denn zu Leben und That kann uns Goethe begeistern, ob sein Leben uns nun, wie in diesen Blättern geschehen, als „in Sturm und Drang“ erscheint oder als durchzogen von zarter Liebe, ob er uns als Denker entgegentritt, der die Probleme der sittlichen Welt sinnend bemeistert, oder als Mittkämpfer und Anführer seiner großen Weimarer Freunde, unermüdlich strebend und schaffend,

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Nicht von der Goethe-Arbeit, sondern nur von den Goethe-Festen nehmen wir Abschied. Aber bleiben mag in diesen Blättern das Zeugniß von ihnen, mag Späteren künden von unsrer Liebe zu ihm und mag uns selbst eine

Erinnerung sein an das, was Goethe uns auch in un-
Stadt hat schauen lassen :

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!“

